



**universität
wien**

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Wie wird Behinderung in der ICF und im Capabilities Approach konstruiert und welche Wirkungen ergeben sich daraus für die Sonderpädagogik?“

Verfasserin

Christina Raser

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im August 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Bildungswissenschaft

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Gottfried Biewer

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, Christina Raser, dass die vorliegende Arbeit von mir persönlich und ohne fremde Hilfe verfasst wurde. Ebenso versichere ich, dass ich nur die hier angegebenen Literaturquellen verwendet habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Des Weiteren versichere ich, dass ich meine Diplomarbeit bisher weder im Inland noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Datum

Unterschrift

Danksagung

Das Verfassen einer Diplomarbeit ist eine Herausforderung, die von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird. Das Entwickeln und Ausreifen lassen einer Idee, Ehrgeiz und Einsatz zur Erlangung innovativer Ergebnisse sowie die letztendliche Konsequenz für einen erfolgreichen Abschluss wirken auf jeden Arbeitsschritt und den gesamten Arbeitsprozess. Ohne Unterstützung wären all diese zu durchlaufenden Schritte jedoch wahrscheinlich nicht in einer erfolgreichen Form möglich gewesen.

Mein Dank gilt vor allem Univ. Prof. Dr. Gottfried Biewer für die Betreuung der Diplomarbeit, in welcher er mir durch konstruktive und ermutigende Kritik zu inhaltlichen und konzeptionellen Punkten stets zur Seite stand.

Ich möchte mich auch bei meiner Familie bedanken, insbesondere bei meinen Eltern, die mir durch ihre fortwährende Unterstützung das Studium ermöglichten und mich im letzten Studienjahr auch wieder bei sich zu Hause aufnahmen und sich zudem um mein leibliches Wohl sorgten.

Ich möchte mich auch bei meiner lieben Freundin, Elisabeth Adler, für das Korrekturlesen meiner Arbeit bedanken.

Ebenso bedanken möchte ich mich bei meinen Studienkolleginnen und Freundinnen Christa Höckner und Magdalena Motlik, deren Ratschläge und konstruktive Kritik im Schreibprozess mir eine große Unterstützung waren. Vielen Dank dafür!

Vorwort

Da ich einen körperlich behinderten Nachbar gleichen Alters habe und mit diesem seit meiner Kindheit in Kontakt stehe, beschäftige ich mich schon seit jeher mit dem Thema Behinderung. Für mich war es daher naheliegend, den Studienschwerpunkt Heil- und Integrative Pädagogik zu wählen.

Im Laufe des zweiten Studienabschnitts wurde in einzelnen Seminaren immer wieder in Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff die ICF(International Classification of Functioning, Disability and Health), eine internationale Klassifikation der WHO genannt, die die Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit von Personen thematisiert. Da mich insbesondere der Behinderungsbegriff an sich, seine Definition und sein begrifflicher Ursprung, mein Interesse weckten, beschloss ich, in Absprache mit meinem Betreuer Herrn Prof. Dr. Biewer, diesen in Verbindung mit der ICF im Rahmen meiner Diplomarbeit näher abzuhandeln.

Oftmals haben mich Freunde oder Bekannte gefragt, worüber ich im Rahmen meiner Diplomarbeit schreibe. Meine Antwort war, dass mein Diplomarbeitsthema *„Wie wird Behinderung in der ICF und im Capabilities Approach konstruiert und welche Wirkungen ergeben sich daraus für die Sonderpädagogik“* sei. Häufig konnte sich keine Person etwas unter dem Titel meiner Diplomarbeit vorstellen, sodass ich sogleich eine Erklärung dazu abgab. Ich begann immer mit dem Behinderungsbegriff, gefolgt von der ICF, der *Internationale Classification of Functioning, Disability and Health*, eine von der World Health Organisation verfasst Klassifikation, die die Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit von Menschen in den Blick nimmt. Häufig führte ich dann weiter aus, dass ausgehend von einer Schädigung der Körperfunktionen und -strukturen Bereiche klassifiziert werden, in denen verschiedene Formen von Behinderung auftreten können. Zudem erklärte ich den Capabilities Approach, ein von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelter philosophischer Ansatz ist. Dieser hat ein gelingendes Leben eines jeden Menschen zum Ziel, das untrennbar mit dem individuellen Wohlbefinden in Zusammenhang steht. Auch der Behinderungsbegriff wird im Capabilities Approach thematisiert, jedoch wird der Behinderung ein somatischer Aspekt zugeschrieben. Der Capabilities Approach ist für viele unbekannt, in der Heil- und Integrativen Pädagogik, in der Philosophie, Ethik, und in den Sozial – und Wirtschaftswissenschaften gewinnt er jedoch zunehmend an Bedeutung.

In Hinblick auf die Fragestellung ist auch nicht nur die Sichtweise bzw. Definition von Behinderung wichtig, sondern auch welche Wirkungen sich daraus für die Sonderpädagogik ergeben. Auch dieser Punkt wird näher erläutert.

Im Gespräch mit anderen erklärte ich auch manchmal den Begriff der Sonderpädagogik, der in Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff unumgänglich ist.

Die Originalliteratur zu diesem Thema war meist englisch – sprachig, wobei ich im Rahmen meiner Literaturrecherche auch Bücher von deutschen Autoren dazu gefunden habe.

Die Diplomarbeit kann auf Grund des begrenzten Umfangs nur einen Einblick in diese komplexe Thematik geben. Vieles bleibt offen und kann nicht beantwortet werden, was in den Bereich weiterer Arbeiten fallen würde.

Inhaltsverzeichnis

DANKSAGUNG	5
VORWORT	7
INHALTSVERZEICHNIS	9
EINLEITUNG	1
A) THEORETISCHER TEIL	3
1. ICF	3
1.1. Theoretische Grundlagen und Entstehungskontexte	3
1.1.1. Die ICF als Klassifikationsmodell	7
1.1.2. Die ICF als biopsychosoziales Modell	11
1.2. Zentrale Begriffe	13
1.2.1. Behinderung.....	15
1.2.2. Kontextfaktoren	23
1.3. Operationalisierung.....	24
1.4. Bedeutung, Ziele und Grenzen der ICF	26
1.5.Forschungsbedarf und Kritik	28
2. ICF – CY	30
2.1. Behinderung	32
3. Capabilities Approach	33
3.1. Theoretische Grundlagen und Entstehungskontexte	33
3.1.1. John Rawls Theorie und der transzendente Institutionalismus.....	35
3.2. Zentrale Begriffe	42
3.2.1. „capability“	42
3.2.2. „functioning“	43
3.2.3. „freedom“	45
3.2.4. „justice“	47
3.2.5. „disability“	48
3.3. Operationalisierung.....	53
3.4. Bedeutung, Ziele und Grenzen	55

3.5. Forschungsbedarf und Kritik	56
3.5.1. Kritik seitens Robeyns.....	56
3.5.2. Kritik seitens Hayek.....	56
3.5.3. Kritik seitens Pogge	57
B) ANALYTISCHER TEIL.....	59
4. Wissenssoziologische Diskursanalyse.....	59
4.1. Einführung in die Wissenssoziologische Diskursanalyse.....	59
4.2. Etappen der Wissenssoziologie.....	62
4.3. Sprachgebrauch und Wissen.....	64
4.4. Grundlagen	71
4.5. Diskurse und sozialer Wandel	81
5. Datenfeinanalyse.....	85
5.1. Analysetexte zum Begriff „disability“	85
5.1.1. „disability“ in der ICF	85
5.1.2. „disability“ in der ICF – CY	87
5.1.3. „disability“ im Capabilities Approach	90
5.2. Analysetexte zum Bereich der Argumentation des Behinderungsbegriffes ...	98
5.2.1. Argumentation der WHO.....	98
5.3. Analysetexte zum Begriff „functioning“	104
5.3.1. „functioning“ in der ICF.....	104
5.3.2. „functioning“ im Capabilities Approach.....	106
5.4. Analysetexte über die Anwendungsbereiche der ICF und des Capabilities Approach	110
5.4.1. Anwendungsbereiche der ICF.....	110
5.4.2. Anwendungsbereiche des Capabilities Approach	112
FAZIT	115
RESÜMEE UND AUSBLICK	118
ANHANG	129
Zusammenfassung.....	129
Abstract.....	130

Lebenslauf 131

Einleitung

Basis der Diplomarbeit sind die ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health), die ICF – CY (International Classification of Functioning, Disability and Health – Children and Youth Version), und der Capabilities Approach in Verbindung mit deren Sichtweise von Behinderung. Die für die Analyse verwendete Forschungsmethode ist die Wissenssoziologische Diskursanalyse nach Reiner Keller.

Für jene Gesellschaften, denen das soziale Wohl ihrer Bürger wichtig erscheint, sollte die Auseinandersetzung mit dem Thema *Behinderung* unumgänglich sein. Vor allem im pädagogischen Sektor, insbesondere in der Heil- und Integrativen Pädagogik, nimmt die Auseinandersetzung mit dem Behinderungsbegriff eine sehr zentrale Stellung ein. Mit diesem lassen sich viele andere Themen oder Begrifflichkeiten in Verbindung bringen, sowohl auf einer praktischer als auch auf einer theoretischen Ebene, wie beispielsweise in der ICF, in der ICF - CY oder im Capabilities Approach.

Die vorliegende Diplomarbeit gliedert sich in einen Teil A, den theoretischen Teil, und einen Teil B, den Analyseteil.

Im Teil A werden zunächst die theoretischen Grundlagen bzw. der Entstehungskontext, zentrale Begriffe, Operationalisierung, Bedeutung, Ziele, Grenzen, Forschungsbedarf und Kritik von ICF und Capabilities Approach näher erläutert. Die Betrachtungsweise beider zeigt, dass sie verschiedene Zugänge zu Behinderung anbieten, sodass es hierbei von sonderpädagogischem Interesse ist, sich hiermit theoretisch auseinander zu setzen. Ferner wird die unterschiedliche Sichtweise von Behinderung seitens der ICF, der ICF – CY und des Capabilities Approach aufgegriffen, sodass der aktuelle Forschungsstand¹ dargelegt werden kann. In der Behinderungsbegriff in der ICF wird in Verbindung mit dem sozialen Umfeld und der Aktivität und Teilhabe in der Gesellschaft angesehen (Schuntermann 2009, 30) und in der ICF – CY als mögliche Folge von Entwicklungsverzögerungen. Im Capabilities Approach hingegen, wird Behinderung ein als Folge einer Beeinträchtigung angesehen (Nussbaum 2006, 169).

Im Teil B wird die verwendete Forschungsmethode, die Wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Keller (2011) näher erläutert. Er beschreibt die Verknüpfung der Wissenssoziologie mit Diskurstheorien, um gesellschaftliche Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken erforschen zu können.

Anschließend wird der Korpus begründet. In Form einer schriftlichen Textanalyse, die Keller als eine Art des Spezialdiskurses ansieht, wird dann, in verkürzter Form der Behinderungsbegriff beider Klassifikationen und des Capabilities Approach an Hand von Zeitschriftenartikeln und Buchausschnitten unterschiedlicher Autoren zusammengefasst. Mit Hilfe der Wissenssoziologischen Diskursanalyse werden die ICF, die ICF – CY und der Capabilities Approach hinsichtlich ihrer Betrachtungsweise von Behinderung und ihrer Argumentation analysiert. Des Weiteren fasst die Textanalyse den Begriff „functioning“, der in von der WHO als auch von Nussbaum als wichtig angesehen wird, und die Anwendung beider in den Blick. Da jedoch sowohl die ICF als auch der Capabilities Approach sich hinsichtlich des Behinderungsbegriffs und ihrer pädagogischen Anwendung unterscheidet ist die Forschungsfrage der Diplomarbeit folgende:

„Wie wird Behinderung in der ICF und im Capabilities Approach konstruiert und welche Wirkungen ergeben sich daraus für die Sonderpädagogik?“

Die Forschungsfrage beinhaltet zwei Teile. Zum einen jenen der die Definition des Behinderungsbegriffs in der ICF, in der ICF – CY und dem Capabilities Approach behandelt. Und zum anderen jenen, der die Wirkungen, die sich daraus für die Sonderpädagogik ergeben, thematisiert. Die Beantwortung des ersten Teils der Forschungsfrage erfolgt in gekürzter Form im Teil A, wird jedoch näher in Teil B erläutert.

Am Ende der Arbeit werden die Ergebnisse zusammengefasst und schließlich im Resümee der zweite Teil der Forschungsfrage beantwortet und ein Ausblick gegeben.

A) Theoretischer Teil

Dieser beinhaltet die Einleitung, Begriffserklärungen, die Fragestellung, den Forschungsstand und den Forschungsprozess.

1. ICF

Am Beginn des Kapitels wird auf die Entstehungsgeschichte der ICF näher eingegangen, da diese für entscheidend für die nachfolgenden Kapitel ist.

1.1. Theoretische Grundlagen und Entstehungskontexte

Im Jahre 1948 wurde die Weltgesundheitsorganisation (WHO) gegründet, welche *„die Leitung und Koordinierung der Behörde für Gesundheit im Rahmen des Systems der Vereinten Nationen“* (URL 4) innehat. Des Weiteren ist sie *„für die Führung in globalen Gesundheitsfragen, die Gestaltung des Gesundheitssystems Forschungsagenda, Normen und Standards, [...], die technische Unterstützung für die Länder und die Überwachung und Bewertung gesundheitlicher Trends“* (ebd.) verantwortlich. Aufgabe der WHO ist es auch, weltweite Leitlinien und Standards im Gesundheitswesen zu erarbeiten. Wesentlich dabei ist *„die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache zur Beschreibung des Gesundheitszustandes, von Krankheiten und deren Folgen in Bezug auf einzelne Menschen und/oder Bevölkerungsgruppen zu entwickeln“* (ebd.).

Ein wesentlicher Begriff in Verbindung mit der WHO ist jener der *Gesundheit*. Dieser wurde 1994 in einem sehr umfassenden Sinn definiert:

„Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity“ (URL 3)

Somit versteht man unter dem Begriff Gesundheit den *“Zustand völligen körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein das Fehlen von Krankheit und Gebrechen. Sich des bestmöglichen Gesundheitszustands*

zu erfreuen ist eines der Grundrechte jedes Menschen, ohne Unterschied der Rasse, der Religion, der politischen Überzeugung, der wirtschaftlichen oder sozialen Stellung“ (Franzkowiak e.a. 2011, 60).

Da die beiden Begriffe „Gesundheit“ und „Krankheit“ unabdingbar miteinander verbunden sind, hat die WHO die „Internationale Klassifikation der Krankheiten“ (International Classification of Diseases) vorgeschlagen. Im Jahre 1948 wurde diese von der WHO erstmals herausgegeben und steht seit 1989 zur Codierung von Krankheiten zur Verfügung und ist zugleich die wichtigste Klassifikation von Diagnosen in der Medizin. Ursprünglich umfasste die ICD ein Verzeichnis von Todesursachen. Zu diesem Zeitpunkt wurde die ICD in die „Internationale Klassifikation von Krankheiten und Todesursachen“ umbenannt, da diese nun nicht zur Erstellung von Mortalitäts- sondern auch Morbiditätsstatistiken geeignet war. Von der WHO durchgeführte Studien haben gezeigt, dass eine Diagnose nicht allein das Ausmaß der erforderlichen Unterstützung und Pflege sowie die Länge der erforderlichen Betreuung vorhersagen kann. Trotz gleicher medizinischer Behandlung kann, so die WHO, ein und dieselbe Diagnose bei mehreren Personen zu unterschiedlichen Beeinträchtigungen führen (URL 4).

Die WHO entwickelte 1972 ein vorläufiges Schema zur Beschreibung der Folgen von Krankheiten. Bereits damals wurde zwischen einer „Ebene der Schäden“ und einer „Ebene der Funktionseinschränkungen und sozialen Beeinträchtigungen“ unterschieden. Dieses Vorgehen ist anders als die Tradition der ICD, welche in einem hierarchischen System verschiedene Achsen wie etwa die Ätiologie, die Anatomie oder die Pathologie benennt (ebd.).

Nahezu alle sonder- und heilpädagogischen TheoretikerInnen setzen sich, so Schuntermann (2009, 9) mit dem Begriff der Behinderung näher auseinander. Da die WHO von Schädigungen im Individuum ausgeht und aus diesen eine Behinderung „entstehen“ kann, scheint die Erwähnung im Hinblick auf den auf das Individuum zentrierten Behinderungsbegriff relevant, die durch die WHO definiert wurde.

Die ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health) oder ICIDH – 2 gehört zu den von der WHO entwickelten Klassifikationen für die Anwendung auf verschiedene Aspekte der Gesundheit. Diese ist die nachfolgende Klassifikation der ICIDH – 1 (International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps),

die bereits 1980 von der WHO erstellt worden war. Die ICDH – 2 wurde im Mai 2001 von der 54. Vollversammlung der WHO, an der auch Vertreter der schweizerischen und deutschen Bundesregierung teilgenommen haben, verabschiedet (DIMDI 2005, 9). Gesundheitsprobleme werden, wie bereits erwähnt, hauptsächlich innerhalb der Internationalen Klassifikationen der WHO in der ICD – 10 (Kurzbezeichnung für die Internationale Klassifikation der Krankheiten, 10. Revision) angeführt, auch die Funktionsfähigkeit und Behinderung eines Menschen, welche mit einem Gesundheitsproblem verbunden sind, werden in der ICF klassifiziert. Ferner stellt *„die WHO [...] der Internationalen Klassifikationen einen Rahmen zur Kodierung eines breiten Spektrums von Informationen zur Gesundheit zur Verfügung (z.B. Diagnose, Funktionsfähigkeit und Behinderung, Gründe für die Inanspruchnahme der Gesundheitsversorgung) und verwendet eine standardisierte allgemeine Sprache, welche die weltweite Kommunikation über Gesundheit und gesundheitliche Versorgung in verschiedenen Disziplinen und Wissenschaften ermöglicht“* (ebd.). Anders formuliert, die ICD – 10 stellt eine Diagnose sowohl für Gesundheits- und Funktionsstörungen als auch für Krankheiten zur Verfügung, welche die ICF erweitert. Die ICF ist nunmehr ein biopsychosoziales Modell, welches den gesamten Lebenshintergrund der Betroffenen berücksichtigt und sich der Lebenswirklichkeit der Betroffenen besser angepasst. Die ICDH – 1 wurde somit maßgeblich erweitert (ebd. 9f).

In Tabelle 1 sind die wesentlichen Unterschiede zwischen der ICDH und der ICF aufgelistet (siehe Schuntermann 2009, 84).

	ICIDH von 1980	ICF
Konzept:	kein übergreifendes Konzept	Konzept der funktionalen Gesundheit (Funktionsfähigkeit)
Grundmodell:	Krankheitsfolgenmodell	biopsychosoziales Modell der Komponenten von Gesundheit
Orientierung:	defizitorientiert: Es werden Behinderungen klassifiziert.	ressourcen- und defizitorientiert: es werden Bereiche klassifiziert, in

		denen Behinderungen auftreten können. Es können unmittelbar positive und negative Bilder der Funktionsfähigkeit erstellt werden.
Behinderung:	formaler Oberbegriff zu Schädigungen, Fähigkeitsstörungen und sozialen Beeinträchtigungen. Keine explizite Bezugnahme auf Kontextfaktoren.	formaler Oberbegriff zu Beeinträchtigungen der Funktionsfähigkeit unter expliziter Bezugnahme auf Kontextfaktoren
Grundlegende Aspekte:	<ul style="list-style-type: none"> • Schädigung • Fähigkeitsstörung (nur Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit) • (soziale) Beeinträchtigung 	<ul style="list-style-type: none"> • Körperfunktionen und -strukturen Störungsbegriff: Schädigung (Funktionsstörung, Strukturschaden) • Aktivitäten (im Sinn von Leistung und Leitungsfähigkeit) Störungsbegriff: Beeinträchtigung der Aktivität • Teilhabe Störungsbegriff: Beeinträchtigung der Teilhabe
Beeinträchtigung der Teilhabe:	soziale Beeinträchtigung als Attribut einer Person	Beeinträchtigung der Teilhabe als Ergebnis der negativen Wechselwirkung zwischen einer Person mit

		einem Gesundheitsproblem (ICD) und ihren Kontextfaktoren
Umweltfaktoren:	bleiben unberücksichtigt	sind integraler Bestandteil des Konzepts und werden klassifiziert
Personenbezogene Faktoren:	werden höchstens implizit berücksichtigt	werden explizit erwähnt, aber nicht klassifiziert
Anwendungsbereich:	nur im gesundheitlichen Kontext	

Tab. 1: ebd.

1.1.1. Die ICF als Klassifikationsmodell

Bei Kategorisierungen und Klassifizierungen werden Konzepte, Merkmale oder Merkmalsgruppen zugeordnet. In der Heil- und Integrativen Pädagogik gibt es Bezugsgruppen, die Klassifizierungen in verschiedenen Bereichen erfahren, wie im Sozial-, Gesundheits-, Bildungs- und Rechtswesen oder auch am Arbeitsmarkt. Abhängig von den verschiedenen Zielsetzungen der jeweiligen Institutionen und der Stellung der kategorisierten Menschen erfolgt in diesen Bereichen eine Begriffswahl (Biewer 2009, 33). Die ICF ist in zwei Teile gegliedert. Der erste und um ein Vielfaches größere Teil ist jener der „Funktionsfähigkeit und Behinderung“. Der zweite Teil ist jener der Kontextfaktoren, die wiederum in Umwelt- und personenbezogene Faktoren unterteilt werden. Letztere werden von der ICF nicht klassifiziert. Der Klassifizierungsprozess bezieht sich sowohl auf Körperfunktionen und –strukturen, Aktivitäten und Teilhabe als auch auf Umweltfaktoren. All diese Komponenten bestehen aus Domänen, die wiederum in Kategorien unterteilt werden. Diese umfassen die Einheiten der Klassifikation.

Nach der DIMDI (2005,14) klassifiziert die ICF „den Gesundheitszustand und mit Gesundheit zusammenhängende Zustände. [...] Die ICF klassifiziert nicht Personen, sondern sie beschreibt die Situation einer jeden Person mittels Gesundheits- oder mit Gesundheit zusammenhängenden Domänen. Darüber hinaus erfolgt die

Beschreibung immer im Zusammenhang mit den Umwelt- und personenbezogenen Faktoren“.

Die ICF hat fünf Komponenten, die Gegenstand der verschiedenen Klassifikationen sind. Vier dieser Komponenten sind klassifiziert:

- Körperfunktionen (klassifiziert)
- Körperstrukturen (klassifiziert)
- Aktivitäten und Teilhaben (klassifiziert)
- Umweltfaktoren (klassifiziert)
- Personenbezogene Faktoren (derzeit in der ICF nicht klassifiziert)

Die vier Komponenten sind unabhängig voneinander klassifiziert, sodass ein Begriff immer nur in einer der Komponenten zu finden ist (Schuntermann 2009, 66).

„Dies hat für die Praxis zur Folge, dass zur Beschreibung des funktionalen Gesundheitszustandes einer Person alle vier Klassifikationen zu berücksichtigen sind. Einzubeziehen sind ferner personenbezogene Faktoren“ (ebd.).

Die Teilklassifikationen werden von der ICF auf folgende Weise gegliedert:

- Klassifikation der Körperfunktionen: Hierzu werden unter anderem Organe, Organsysteme und psychologische Konstrukte gezählt.
- Klassifikation der Körperstrukturen: Hierzu werden ebenfalls Organe und Organsysteme gezählt.
- Klassifikation der Aktivitäten und Teilhabe: Diese umfasst alle Lebensbereiche eines Menschen, beginnend von den elementaren bis hin zu komplexeren Lebensbereichen.
- Klassifikation der Umweltfaktoren: diese stellen den Lebenshintergrund einer Person dar und umfassen die Komponenten Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren. Beide Faktoren können die Leistung eines Individuums zur Durchführung von Handlungen bzw. Aufgaben als Mitglied in der Gesellschaft sowohl positiv als auch negativ beeinflussen.

Die Umweltfaktoren werden von der ICF in zwei Ebenen eingeteilt:

- Ebene des Individuums: darunter wird die unmittelbare, individuelle Umwelt einer Person verstanden, einschließlich dem häuslichen

Bereich, der Schule und dem Arbeitsplatz. Diese Ebene umfasst einerseits die materiellen und physikalischen Gegebenheiten der Umwelt und andererseits die persönliche Kontakte zu anderen, wie z.B. zu Familienmitgliedern, Bekannten oder Freunden.

- Ebene der Gesellschaft: diese Ebene umfasst die informellen und die formellen sozialen Strukturen wie Dienste oder andere Ansätze und Systeme in der Gesellschaft (Behörden, Gesetze, Regeln, Einstellungen und Weltanschauungen), die eine Person beeinflussen können.

Die ICF klassifiziert Symptome und weist sie als Teil der Körperfunktionen aus. Sie werden im Zusammenhang mit Prävention oder mit dem individuellen Behandlungsbedarfs der Patienten genutzt. Die Klassifikationen werden wiederum in Teilklassifikationen unterteilt. Diese werden in Form von Items näher klassifiziert, wobei deren Menge unter dem Begriff der Domäne zusammengefasst wird. Wichtige Bedeutung kommen seitens der ICF hierbei den Klassifikationen der Körperfunktionen und Körperstrukturen zu, die gemeinsam mit den Kategorien der Aktivitäten und Teilhabe benutzt zu werden. Ergänzt werden diese durch die Kontextfaktoren, die im Kapitel 1.2.2. näher beschrieben werden. Ferner werden auch Schädigungen in entsprechenden Kategorien klassifiziert, wobei Bestimmungskriterien wie etwa in Form von „vorhanden“ oder „nicht vorhanden“ verwendet werden (ebd. 15f). Personenbezogene Faktoren wie etwa das Alter, Geschlecht oder der soziale Hintergrund, sind Teil der Kontextfaktoren und in der ICF nicht klassifiziert, sodass auf diese auch nicht näher eingegangen wird.

Die Überschriften der einzelnen Kapitel werden von der WHO neutral formuliert, auch die der Klassifikation der Umweltfaktoren, in dem jedes Item als Förderfaktor oder Barriere angesehen wird. Somit kann jeder Faktor sowohl ressourcenorientiert und als auch defizitorientiert eingesetzt werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, so Schuntermann, dass die Verwendung der ICF als ressourcenorientierter Ansatz für die Durchführung von Interventionen, wie etwa in der Medizin und Rehabilitation, wesentlich angemessener erscheint als deren Verwendung im Form eines defizitorientierten Ansatzes. Die Menge aller sinnvollen und praktikablen Items aus

einer Teilklassifikation, wie z.B. die unterschiedlichen Kapitel der ICF, wird Domäne genannt (ebd. 66f).

Schuntermann zeigt, dass alle vier Teilklassifikationen hierarchisch aufgebaut sind.

- Jede von ihnen ist in einzelne Kapitel gegliedert. Diese haben eine Überschrift und bilden die erste Gliederungsstufe einer Teilklassifikation. Ferner werden sie nicht zur Kodierung herangezogen.
- Ein Kapitel kann wiederum in Blöcke gegliedert sein. Blöcke sind Zwischenüberschriften, die zur Strukturierung eines Kapitels dienen sollen, sie werden aber nicht als Codes verwendet.
- Kategorien bilden die Items bzw. die Einheiten der verschiedenen Klassifikationen. Die einzelnen Kategorien schließen sich gegenseitig aus, es gibt keine Kategorien, die dieselben Attribute haben. Es werden nur die Kategorien zur Kodierung verwendet.

Jedes Item ist wie folgt aufgebaut:

- Die Item Codes sind alpha – numerisch aufgebaut.
- Alpha – Teil: ein Buchstabe, der auf jene Teilklassifikation hinweist, welcher ein Item zugeordnet ist. Die Erkennungen für die unterschiedlichen Klassifikationen sind folgende:
 - b: Klassifikationserkennung für jene Items, die zur Klassifikation der Körperfunktionen (body functions) zuzuordnen sind.
 - s: Klassifikationserkennung für jene Items, die zur Klassifikation der Körperstrukturen (body structures) zuzuordnen sind.
 - d: Klassifikationserkennung für jene Items, die zur Klassifikation der Aktivitäten und Teilhaben (life domains) zuzuordnen sind.
 - e: Klassifikationserkennung für jene Items, die zur Klassifikation der Umweltfaktoren (environmental factors) zuzuordnen ist.
- Numerischer Teil: dieser Teil des Item Codes umfasst höchstens fünf Ziffern und ist folgendermaßen aufgebaut:
 - erste Ziffer: Nummer jenes Kapitels, dem das Item zugeordnet ist.
 - zweite und dritte Ziffer: stellt die Nummer eines Items innerhalb eines Kapitels dar. Dreistellige Itemcodes bilden die zweite Gliederungsstufe innerhalb einer Teilklassifikation.

- vierte Ziffer: sie gliedert die Items der zweiten Gliederungsstufe.
- fünfte Ziffer: sie gliedert ein Item der dritten Gliederungsstufe.
- Name des Items: dieser beschreibt das Item in seiner Kurzform.
- Erläuterung des Items: diese umfasst die Erklärung des Itembegriffes
- Inklusionen: wenn erforderlich enthalten diese Beispiele, die unter das entsprechenden Item fallen.
- Exklusionen: wenn erforderlich enthalten diese Sachverhalte, die nicht unter das entsprechende Item fallen (ebd. 67ff).

1.1.2. Die ICF als biopsychosoziales Modell

Laut Schuntermann (2009, 30) sieht das biopsychosoziale Modell eine Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit meist als ein von der Gesellschaft verursachtes Problem. Die Beeinträchtigung einer Person wird nicht als Merkmal einer Person sondern als komplexes Geflecht von gesellschaftlich determinierten Bedingungen angesehen. Demzufolge ist hier soziales Handeln gefordert, da es zur Verantwortung aller Menschen gehört, die Umwelt so zu gestalten, dass für alle Individuen, auch für jene mit Gesundheitsproblemen, eine volle Teilhabe in allen Bereichen des sozialen Lebens möglich ist.

Somit kann „[...] der Zustand der funktionalen Gesundheit einer Person betrachtet werden als das Ergebnis der Wechselwirkung zwischen einer Person mit einem Gesundheitsproblem [...] und ihren Kontextfaktoren auf ihre Körperfunktionen und –strukturen, ihre Aktivitäten und ihre Teilhabe an Lebensbereichen“ (ebd.).

An Hand des Modells der WHO in Abb. 1, ist gut zu erkennen, so Schuntermann, dass der Zustand der funktionalen Gesundheit durch das Gesundheitsproblem als auch durch die Kontextfaktoren beeinflusst wird. In Folge dessen kann eine Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit durchaus neue Gesundheitsprobleme nach sich ziehen. Die Doppelpfeile in der Grafik zeigen eine Wechselwirkung an. Jene Probleme, die am häufigsten zu einer funktionalen Problematik führen, sind die aktuellen Gesundheitsprobleme, die als Ausgangspunkt angesehen werden. Im Gegensatz zum eindimensionalen Krankheitsfolgenmodell der ICIDH von 1980 ist

das biopsychosoziale Modell der ICF um vieles wirklichkeitsnäher und aussagekräftiger (ebd. 30f).

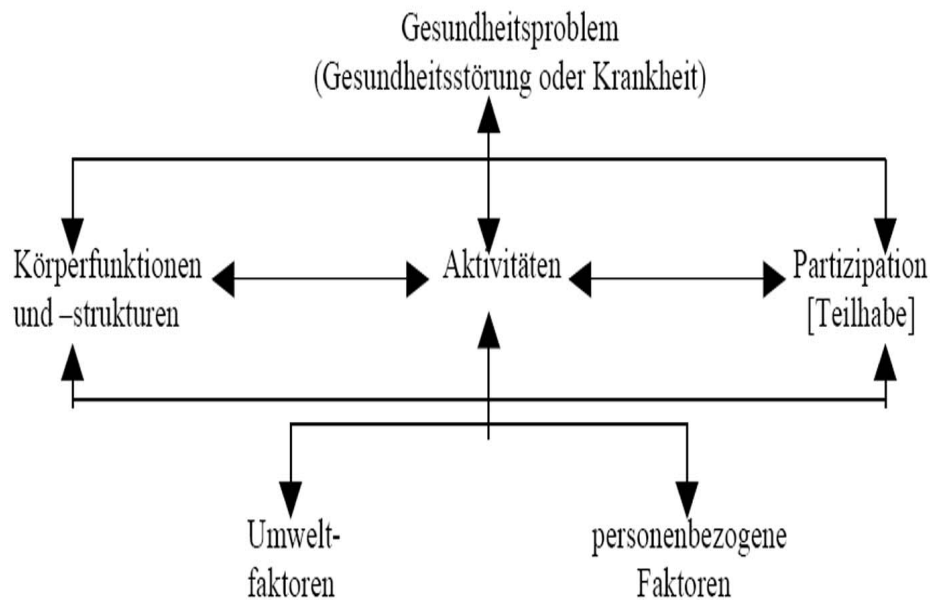


Abb.1: Schuntermann 2009, 30

Auch das Konzept der Aktivitäten und der Teilhabe ist im biopsychosozialen Modell der WHO von großer Bedeutung. Vorab einige Begriffsbestimmungen, die der Erklärung dieses Konzepts dienen sollen (ebd. 9f).

- „Eine Aktivität ist die Durchführung einer Aufgabe oder einer Handlung (Aktion) durch einen Menschen.“
- „Partizipation (Teilhabe) ist das Einbezogensein in eine Lebenssituation.“
- „Beeinträchtigungen der Aktivität sind Schwierigkeiten, die ein Mensch haben kann, die Aktivität durchzuführen.“
- „Eine Beeinträchtigung der Partizipation (Teilhabe) ist ein Problem, das ein Mensch im Hinblick auf sein Einbezogensein in Lebenssituationen erleben kann.“

Die Konzepte der Aktivitäten und der Teilhabe werden von der ICF in einer Liste zusammengefasst, die auch alle Lebensbereiche eines Menschen umfasst. In der ICF haben die Aktivitäten und die Teilhabe eine gemeinsame Klassifikation, die als „Klassifikation der Aktivitäten und Teilhabe“ bezeichnet wird. Die individuellen

Lebensbereiche einer Person sind ihre Gliederungsmerkmale. Vor allem für die Rehabilitation und die Beurteilung der funktionalen Gesundheit ist das Konzept der Aktivitäten von besonderer Bedeutung (ebd. 45f).

Die Hauptkapitel der Klassifikation der Aktivitäten und Teilhabe sind laut DIMDI (ebd. 19ff) folgende:

1. Lernen und Wissensanwendung (z.B. bewusste sinnliche Wahrnehmungen, elementares Lernen, Wissensanwendung)
2. Allgemeine Aufgaben und Anforderungen (z.B. Aufgaben übernehmen, die tägliche Routine durchführen, mit Stress und anderen psychischen Anforderungen umgehen)
3. Kommunikation (z.B. Kommunizieren als Empfänger, Kommunizieren als Sender, Konversation und Gebrauch von Kommunikationsgeräten und -techniken)
4. Mobilität (z.B. die Körperposition ändern und aufrecht erhalten, Gegenstände tragen, bewegen und handhaben, gehen und sich fortbewegen, sich mit Transportmitteln fortbewegen)
5. Selbstversorgung (z.B. sich waschen, pflegen, an- und auskleiden, die Toilette benutzen, essen, trinken, auf die eigene Gesundheit achten)
6. häusliches Leben (z.B. Beschaffung von Lebensnotwendigkeiten, Haushaltsaufgaben, Haushaltsgegenstände pflegen und anderen helfen)
7. interpersonelle Interaktion und Beziehungen (z.B. allgemeine interpersonelle Interaktionen, besondere interpersonelle Interaktionen)
8. Bedeutende Lebensbereiche (z.B. Erziehung/Bildung, Arbeit und Beschäftigung, wirtschaftliches Leben)
9. Gemeinschafts-, soziales und staatsbürgerliches Leben (z.B. Erholung und Freizeit, Religion und Spiritualität)

1.2. Zentrale Begriffe

Die ICF beinhaltet viele Begriffe, die nicht immer einfach und eindeutig zu definieren sind. Darum ist es wichtig, von einer einheitlichen Begriffsbestimmung auszugehen.

Laut Schuntermann (2009, 9f) sind die wichtigsten Begriffe der ICF folgende:

- Aktivitäten bezeichnen die Durchführung von Handlungen oder Aktivitäten durch eine Person.
- Barrieren sind Kontextfaktoren (hauptsächlich) Umweltfaktoren, die sich negativ auf die funktionale Gesundheit (vor allem auf die Teilhabe) auswirken.
- Beeinträchtigungen (Einschränkungen) der Aktivität sind Schwierigkeiten, die eine Person bei der Durchführung einer Aktivität hemmen.
- Beeinträchtigungen der Teilhabe sind Probleme, die eine Person bei Einbezogen sein in einem Lebensbereich oder eine Lebenssituation erlebt.
- Behinderung ist jede Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit einer Person.
- Beurteilungsmerkmale dienen der näheren Spezifizierung der dokumentierten Items der verschiedenen Teilklassifizierungen. Das erste Beurteilungsmerkmal, das für alle Klassifikationen gleich ist, gibt den Schweregrad des Problems an. Bei den Umweltfaktoren besteht das Problem aus Barrieren. Es können jedoch auch für die Funktionsfähigkeit förderliche Faktoren (Förderfaktoren) kodiert werden. Die weiteren Beurteilungsmerkmale sind klassifikationsabhängig.
- Domänen sind sinnvolle und übersichtliche Mengen von Items aus einer Teilklassifikation.
- Förderfaktoren sind Kontextfaktoren (hauptsächlich Umweltfaktoren), die sich positiv auf die funktionale Gesundheit (vor allem auf die Teilhabe) auswirken.
- Funktionale Gesundheit umfasst die Aspekte der Körperfunktionen und –strukturen des menschlichen Organismus als auch die Aspekte der Aktivitäten und die persönliche Teilhabe an Lebensbereichen vor dem Hintergrund ihrer Kontextfaktoren.
- Funktionsfähigkeit umfasst alle Aspekte der funktionalen Gesundheit.
- Kategorien (Items) sind die Einheiten der Teilklassifikationen.
- Komponenten sind alle zu klassifizierenden Gegenstände, wie Körperfunktionen und –strukturen, Aktivitäten und Teilhabe, personenbezogene Faktoren und Umweltfaktoren.
- Kontextfaktoren sind alle Gegebenheiten des Lebenshintergrunds einer Person. Diese sind in Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren gegliedert.

- Körperfunktionen sind die physiologischen Funktionen von Körpersystemen (einschließlich psychologische Funktionen).
- Körperstrukturen sind anatomische Körperteile wie Organe, Gliedmaßen und ihre Bestandteile.
- Lebensbereiche sind praktische Teilmengen von Kategorien aus der Klassifikation der Aktivitäten und Teilhabe.
- Leistung ist die Durchführung einer Aufgabe oder Handlung eines Menschen in seinem gegenwärtigen Kontext. Leistung ist zudem ein Aspekt des Aktivitätskonzeptes.
- Leistungsfähigkeit ist das persönliche maximale Leistungsniveau bezüglich einer Aufgabe oder Handlung unter Standard-, Test- oder hypothetischen Bedingungen. Leistungsfähigkeit ist auch ein Aspekt des Aktivitätskonzeptes.
- Partizipation siehe Teilhabe
- Personenbezogene Faktoren sind der Lebenshintergrund und die Lebensführung eines Menschen (Eigenschaften und Attribute). Personenbezogene Faktoren umfassen Gegebenheiten des Individuums, die nicht Teil ihres Gesundheitsproblems oder –zustandes sind. Ferner sind sie nicht in der ICF klassifiziert.
- Schädigungen sind Beeinträchtigungen einer Körperstruktur oder –funktion. Schädigungen werden in entsprechenden Kategorien klassifiziert, wobei Bestimmungskriterien wie etwa „vorhanden“ oder „nicht vorhanden“ verwendet werden.
- Teilhabe ist das Einbezogenensein einer Person in einen Lebensbereich oder in eine Lebenssituation.
- Umweltfaktoren bilden materielle, soziale und einstellungsbezogene Umwelt ab, in der Menschen leben und ihr Dasein entfalten. Umweltfaktoren werden von der WHO nicht klassifiziert.

1.2.1. Behinderung

Der Begriff „Behinderung“ ist in Verbindung mit der ICF von sehr zentraler Bedeutung. Die einzelnen Definitionen für das Wort Behinderung variieren. Im Folgenden wird auf verschiedene Definitionen eingegangen, um die Unterschiede vor allem gegenüber dem Behinderungsbegriff der WHO zu verdeutlichen. Zudem muss

angemerkt werden, dass der Behinderungsbegriff in der ICF nicht getrennt, sondern in Verbindung mit anderen Begriffen steht. In der ICIDH – 1 werden die Begriffe „impairment“ und „disability“ in einem Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff („handicap“) genannt.

Bleidick (1999, 15), ein deutscher Pädagoge, definiert Behinderung folgendermaßen:

„Als behindert gelten Personen, die infolge einer Schädigung ihrer körperlichen, seelischen oder geistigen Funktionen soweit beeinträchtigt sind, dass ihre unmittelbaren Lebensverrichtungen oder ihre Teilhabe am Leben der Gesellschaft erschwert werden.“

Mit dieser Definition verdeutlicht der Autor, dass Behinderung keine feststehende Eigenschaft eines Menschen ist, sondern von den Lebensumständen und sozialen Bezügen einer Person abhängt (ebd.).

Der Behinderungsbegriff wird von Cloerkes (2007, 8), einem deutschen Soziologen, auf folgende Weise definiert:

„Ein Mensch ist behindert, wenn erstens eine unerwünschte Abweichung vorliegt und wenn zweitens deshalb die soziale Reaktion auf ihn negativ ist.“

Diese Definition macht deutlich, dass in der Soziologie die Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderung eine tragende Rolle spielt. Behinderung ist daher nicht an eine Person gebundene Eigenschaft, sondern eine soziale Kategorie. Anders ausgedrückt, eine Person verwandelt sich nicht in einen Menschen mit Behinderung, sondern die Gesellschaft definiert die Beziehung zu der Person neu (Bleidick 1999, 33).

Im Gegensatz dazu umfasst der Behinderungsbegriff der ICF alle Schädigungen, Beeinträchtigungen und Behinderungen. Es scheint, als seien die Begriffe im englischen Original eindeutig definiert und abgegrenzt, die deutschen Übersetzungen unterscheiden sich jedoch voneinander, je nachdem von welchem Autor sie übersetzt wurden. Im alltäglichen Sprachgebrauch werden diese drei Begriffe häufig in austauschbarer Weise benutzt. (ICF 2009, 144)

Die ursprünglichen Definitionen der WHO aus dem Jahre 1980 lauten folgendermaßen:

- Impairment: *„An Impairment is any loss or abnormality of psychological or anatomical structure or function“* (WHO 1980, 4 zit. n. Lindmeier 1993, 188).
- Disability: *„A Disability is any restriction or lack (resulting from an impairment) of ability to perform an activity in the manner or within the range considered normal for a human being“* (WHO 1980, 143 zit. n. Lindmeier 1993, 188).
- Handicap: *„A Handicap is a disadvantage for a given individual, resulting from an impairment or a disability, that limits or prevents the fulfilment of a role“*. (WHO 1980, 183 zit. n. Lindmeier 1993, 188).

Die WHO übersetzt die drei Begriffe folgendermaßen:

- Impairment = *„Schädigung: jeder Verlust oder jede Anomalie einer psychologischen, physiologischen oder anatomischen Struktur oder Funktion.“*
- Disability = *„Beeinträchtigung: jede, auf eine Schädigung zurückgehende, Fähigkeit oder Unfähigkeit, eine Tätigkeit so im Rahmen dessen auszuüben, was für einen Menschen als normal gilt.“*
- Handicap = *„Behinderung: eine auf eine Schädigung oder Beeinträchtigung zurückgehende Benachteiligung, die einen bestimmten Menschen teilweise oder ganz daran hindert, eine Rolle auszuüben, die für ihn nach Alter und Geschlecht und sozio – kulturellen Faktoren normal wäre“* (Lindmeier 1993, 196 f. zit. n. Waldschmidt 2005, 185).

So werden etwa von Sander verschiedene Interpretationsweisen der bereits genannten Begriffe angeführt. Dieser bevorzugt Janzens Übersetzung in „Schädigung“, „Leistungsminderung“ und „Behinderung“ (Sander 1991, 43). Ferner unterscheidet Sander und Meister (1998, 239) zwischen einer *„vorgegebenen, ererbten, angeborenen und einer erworbenen Schädigung (Erkrankung)“*, die nicht wesentlich verändert, geheilt oder aufgehoben werden kann (ebd.). Beeinträchtigungen, wie etwa der geistigen Fähigkeiten bei einem Menschen mit Trisomie 21, können durch Schädigungen entstehen und somit auch als Leistungsminderung bezeichnet werden (Sander 1991, 43).

Ferner verstehen die Autoren Sander und Meister (1998, 240) Behinderung *„[...] als sozialbedingte Folge von Schädigungen oder Leistungsminderungen“*. An einer

anderen Stelle wird Behinderung als Sachverhalt definiert, „[...] der in der Folge einer Schädigung durch weitere Interventionen und Präventionen nicht verhindert werden kann bzw. in psychosozialen Reaktionen und Interaktionen erst entsteht“.

In der ICF ist der Behinderungsbegriff nach wie vor von großer Bedeutung. Die Definition dessen ändert sich im Hinblick auf die beiden anderen Begriffe „activity“ und „participation“, die die Begriffe „impairment“ und „handicap“ ersetzen. Letzt genannte sind defizitorientiert und finden in der ICF, die eine ressourcenorientierte Klassifikation ist, keinen Platz mehr.

Die WHO definiert die drei grundlegenden Begriffe folgendermaßen:

- Disability: *“Disability is an umbrella term for impairments, activity limitations and participation restrictions. It denotes the negative aspect of the negative interaction between an individual (with an health condition) and that individual’s contextual factors (environment and personal factors)”* (WHO 2001, 213).
- Activity: *“Activity is the execution of a task or action by an individual.”*
- Activity limitation: *“Activity limitations are difficulties an individual may have in executing activities.”*
- Participation: *“Participation is an involvement in a life situation.”*
- Participation restrictions: *“Participation restrictions are problems an individual may experience in involvement in life situation”* (ebd. 123).

Die Übersetzung der WHO lautet wie folgt:

- Behinderung: *„Behinderung ist ein Oberbegriff für Schädigungen sowie Beeinträchtigungen der Aktivität und Teilhabe. Er bezeichnet die negativen Aspekte der Interaktion zwischen einer Person (mit einem bestimmten Gesundheitszustand) und deren individuellen Kontextfaktoren (DIMDI 2005, 5).“*
- Aktivität: *“Aktivität ist die Durchführung einer Handlung oder Aufgabe durch eine Person.“*
- Beeinträchtigung der Aktivität: *„Eine Beeinträchtigung der Aktivität ist eine Schwierigkeit oder die Unmöglichkeit, die ein Mensch haben kann, die Aktivität durchzuführen.“*

- Partizipation/Teilhabe: „*Partizipation/Teilhabe ist das Einbezogensein in eine Lebenssituation*“.
- Beeinträchtigung der Partizipation/Teilhabe: „*Eine Beeinträchtigung der Partizipation/Teilhabe ist ein Problem, das ein Mensch in Hinblick auf sein Einbezogensein in Lebenssituationen erleben kann*“ (ebd. 95).

Eng verbunden mit der ICF ist auch das Konzept der funktionalen Gesundheit. Der Begriff der Funktionsfähigkeit umfasst alle Aspekte der funktionalen Gesundheit. Nach Schuntermann (2009, 19) gilt in der ICF eine Person dann als funktional gesund, wenn vor ihrem gesamten Lebenshintergrund:

- Körperfunktionen (auch im mentalen Bereich) und Körperstrukturen denen eines gesunden Menschen entsprechen (Konzepte der Körperfunktionen und -strukturen).
- sie all das tut oder tun kann, was von einem Menschen ohne Gesundheitsproblem (ICD) erwartet wird (Konzept der Aktivitäten)
- sie ihr Dasein in allen Lebensbereichen, die ihr wichtig sind, in der Weise und dem Umfang entfalten kann, wie es von einem Menschen ohne gesundheitsbedingte Beeinträchtigung der Körperfunktionen oder –strukturen oder der Aktivitäten erwartet wird (Konzept der Teilhabe an Lebensbereichen)

Die funktionale Gesundheit ist somit ein Oberbegriff für Körperfunktionen und –strukturen, Aktivitäten und Teilhabe. Er bezeichnet die positiven Aspekte der Interaktion zwischen einer Person (mit einem bestimmten Gesundheitszustand) und deren individuellen Kontextfaktoren, die umweltbezogene und personbezogene Faktoren mit einschließen (ebd.).

Die WHO definiert die Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit auf folgende Weise:

„Eine Person ist in ihrer funktionalen Gesundheit (oder der Funktionsfähigkeit) beeinträchtigt [...], wenn unter Berücksichtigung ihrer Kontextfaktoren in wenigstens einer der genannten Ebenen der funktionalen Gesundheit eine Beeinträchtigung vorliegt, d.h. eine Funktionsstörung, ein Strukturschaden, eine Beeinträchtigung der Aktivität oder eine Beeinträchtigung der Teilhabe an einem Lebensbereich“ (ebd. 33).

Eine Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit wird häufig durch eine Krankheit ausgelöst, manchmal auch durch Verletzungen, Unfälle oder angeborene Leiden.

Da der Zusammenhang zwischen funktionaler Problematik und Krankheit sehr komplex ist, bedarf es einigen Anmerkungen dazu:

- Eine Person, deren funktionale Gesundheit beeinträchtigt ist, muss nicht im engeren Sinne krank sein und somit keiner akutmedizinischen Versorgung bedürfen.
- Eine funktionale Problematik kann eine Eigendynamik für die betreffende Person entwickeln, die sich oft als schwieriger herausstellt als die Krankheit an sich.
- Die Heilung einer Krankheit geht nicht immer mit der funktionalen Gesundheit einher, beispielsweise kann eine psychisch kranke Person geheilt sein, aber trotzdem noch Stigmatisierungen erleben.
- Eine Krankheit muss nicht manifest sein, um eine Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit auszulösen, wie etwa eine HIV – Infektion (ebd. 33f).

Laut Schuntermann (2009, 40) ist mit dem Konzept der funktionalen Gesundheit auch jenes Konzept der Körperfunktionen und Körperstrukturen eng verbunden.

- Körperfunktionen sind die physiologischen Funktionen von Körpersystemen (einschließlich der psychologischen Funktionen).
- Körperstrukturen sind anatomische Teile des Körpers wie Organe, Gliedmaßen und ihre Bestandteile.
- Schädigung ist der Oberbegriff für *„eine Beeinträchtigung einer Körperfunktion oder einer Körperstruktur wie z.B. eine wesentliche Abweichung oder ein Verlust“* (ebd. 40).

Obwohl „Schädigung“ der Oberbegriff für eine Beeinträchtigung des Körpers ist, wird, sobald über eine Beeinträchtigung einer Körperfunktion gesprochen wird, der Begriff „Funktionsstörung“ verwendet. Beeinträchtigungen von Körperstrukturen werden auch „Strukturschäden“ genannt.

1. Die ICF führt an, dass Körperstrukturen und –funktionen in zwei unterschiedliche Klassifikationen unterteilt werden. Beide Entwürfe können parallel verwendet werden, wobei Körperfunktionen die wichtigsten menschlichen Sinne wie etwa die „Sehfunktion“ umfassen.
2. Der Körperbegriff umfasst den gesamten menschlichen Organismus, wie auch das Gehirn und seine Funktionen, einschließlich des Verstandes. Somit können auch die mentalen Funktionen zu den Körperfunktionen gezählt werden.
3. Schädigungen können ein Defekt, eine Anomalie, ein Verlust oder eine andere Abweichung von Körperstrukturen sein. Schädigungen werden auf molekularer oder subzellularer Ebene oder in Übereinstimmung mit biologischen Erkenntnissen auf den Ebenen von Zellen oder Gewebe entwickelt.
4. Unter dem Schädigungsbegriff versteht die ICF eine Abweichung von allgemein anerkannten Standards in Bezug auf den biomedizinischen Zustand des Körpers und dessen Funktionen.
5. Schädigungen können vorübergehend oder dauerhaft sein, regressiv oder progressiv, kontinuierlich oder intermittierend. Die Abweichung von der Populationsnorm kann zeitlichen Schwankungen unterworfen und geringfügig oder schwerwiegend sein.
6. Schädigungen werden unabhängig von ihrer Ursache und Entwicklung betrachtet. Eine Schädigung impliziert zwar immer eine Ursache, diese muss jedoch nicht die Erklärung für die entstandene Schädigung sein. Ferner kann diese auf eine Fehlfunktion der Körperfunktionen und –strukturen folgen, oder aber im Zusammenhang mit Gesundheitsstörungen, Krankheit oder einem anderen physiologischen Zustand auftreten.
7. Schädigungen weisen nicht immer darauf hin, dass eine Person krank ist, können jedoch Teil oder Ausdruck eines Gesundheitsproblems sein.
8. Der Schädigungsbegriff ist weiter gefasst als der Krankheitsbegriff. Der Verlust eines Beines ist daher eine Schädigung der Körperstruktur, jedoch keine Gesundheitsstörung oder Krankheit.
9. Schädigungen können auch andere Schädigungen nach sich ziehen. Fehlende Muskelkraft kann etwa die Bewegungsfunktion beeinträchtigen.

10. Körperfunktionen stehen in Wechselwirkung mit Umweltfaktoren, vergleichbar mit den Wechselwirkungen Licht und Sehen oder ablenkbare Reize und Aufmerksamkeit (ebd. 17 ff).

In Tabelle 2 werden die Körperfunktionen und Körperstrukturen detailliert aufgezählt (ebd. 42f).

Klassifikationen der Körperfunktionen	Klassifikation der Körperstrukturen
1. Mentale Funktion	1. Strukturen des Nervensystems
2. Sinnesfunktionen und Schmerz	2. Das Auge, das Ohr und mit diesen in Zusammenhang stehende Strukturen
3. Stimm- und Sprechfunktionen	3. Strukturen, die an der Stimme und dem Sprechen beteiligt sind
4. Funktionen des kardiovaskularen, hämatologischen, Immun- und Atmungssystems	4. Strukturen des kardiovaskularen, des Immun- und Atmungssystems
5. Funktionen des Verdauungs-, des Stoffwechsel- und endokrinen Systems	5. Mit dem Verdauungs-, Stoffwechsel- und endokrinen System in Zusammenhang stehende Strukturen
6. Funktionen des Urogenital- und reproduktiven Systems	6. Mit dem Urogenital- und Reproduktionssystem in Zusammenhang stehende Strukturen
7. Neuromuskuloskeletale und bewegungsbezogene Funktionen	7. Mit der Bewegung in Zusammenhang stehende Strukturen
8. Funktionen der Haut und der Hautanhangsgebilde	8. Strukturen der Haut und Hautanhangsgebilde

Tab. 2: ebd. 42f.

1.2.2. Kontextfaktoren

Kontextfaktoren stellen den gesamten Lebenshintergrund einer Person dar. Sie umfassen zwei Komponenten, nämlich Umweltfaktoren und personbezogene Faktoren, welche einen positiven oder negativen Einfluss auf die Person mit einem bestimmten Gesundheitszustand haben können.

Umweltfaktoren bilden die materielle, soziale und einstellungsbezogene Umwelt ab, in der Menschen leben und ihr Dasein entfalten. Umweltfaktoren stehen in einer Wechselwirkung mit Körperstrukturen und -funktionen sowie mit Aktivitäten und Teilhabe.

Laut Schuntermann sieht die WHO Behinderung als das Ergebnis oder die Folge einer Beziehung zwischen dem persönlichen Gesundheitsproblem eines Menschen und den personenbezogenen Faktoren an. Verschiedene Konstellationen der Umwelt können somit unterschiedliche Einflüsse auf einen Menschen mit einem gesundheitlichen Problem haben. Barrieren können die individuellen Leistungen einschränken, fördernde Umweltbedingungen können die Leistung eines Menschen verstärken.

Auch die Gesellschaft kann die persönliche Leistung einschränken, indem sie etwa Barrieren schafft oder keine Förderfaktoren bereitstellt (Schuntermann 2009, 23).

Personenbezogene Faktoren sind der spezifische Lebenshintergrund einer Person und umfassen Gegebenheiten, die nicht Teil des Gesundheitsproblems sind. Personenbezogene Faktoren sind Geschlecht, Alter, ethnische Zugehörigkeit, Lebensstil, Gewohnheiten, Erziehung, sozialer Hintergrund, Bildung und Ausbildung, Beruf, (vergangene und gegenwärtige) Erfahrungen, das psychische Leistungsvermögen und andere Merkmale. Obwohl diese nicht in der ICF klassifiziert sind, haben sie einen wesentlichen Einfluss auf die Ergebnisse der verschiedenen Interventionen (ebd.).

Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren sind zusätzlich in Tabelle 3 dargestellt.

Umweltfaktoren (klassifiziert)	Personenbezogene Faktoren (nicht klassifiziert)
<ul style="list-style-type: none"> • Produkte und Technologien (z.B. Hilfsmittel, Medikamente) • Natürliche und von Menschen veränderte Umwelt (z.B. Bauten, Straßen, Fußwege) • Unterstützung und Beziehungen (z.B. Familie, Freunde, Arbeitgeber, Fachleute des Gesundheits- und Sozialsystems) Einstellungen, Werte und Überzeugungen anderer Personen und der Gesellschaft (z.B. Einstellung der Wirtschaft zu Teilzeitarbeitsplätzen) Dienste, Systeme und Handlungsgrundsätze (z.B. Gesundheits- und Sozialsystem mit seinen Leistungen und Diensten, Rechtsvorschriften) 	<ul style="list-style-type: none"> • Alter • Geschlecht • Charakter • Lebensstil • Bildung/Ausbildung • Beruf • Erfahrung • Motivation • Handlungswille • Mut • Genetische Prädisposition

Tab. 3: ebd. 24

1.3. Operationalisierung

Bevor auf die Anwendung der ICF in der Praxis näher eingegangen wird, müssen in diesem Zusammenhang vorher noch die ethischen Richtlinien abgehandelt werden.

Schuntermann (2009, 259) betont, dass jedes wissenschaftliche Werkzeug missbraucht oder falsch benutzt werden kann. Die Verwendung eines Klassifikationssystems, wie es die ICF ist, kann durchaus verletzend oder gar schädlich für einen Menschen sein. Dies führte zu einer Veränderung der Terminologie, des Inhalts und der Struktur.

Eine Zusammenstellung von Leitlinien kann durchaus keinen Missbrauch der wissenschaftlichen Werkzeuge oder gar der Klassifikation verhindern, sie soll jedoch helfen, dass der Gebrauch der ICF in einer würdigen und unverletzlichen Art und Weise verwendet wird.

Die ICF sollte so verwendet werden, dass der Mensch in seinem Wert geschätzt und in seine Autonomie respektiert wird. Sie sollten nie benützt werden, um Individuen nur mittels einer oder mehreren Kategorien von Behinderung zu identifizieren. (ebd.) In klinischen Kontexten sollte die Verwendung der ICF immer mit der Einwilligung und Kooperation derjenigen Person erfolgen, deren Funktionsfähigkeit und Behinderung klassifiziert wird. Hierbei ist es auch notwendig, dass das betroffene Individuum Kenntnis über die ICF hat. Es kann durchaus sein, so der Autor, dass ein Mensch auf Grund seiner kognitiven Fähigkeiten eingeschränkt ist, sodass in diesem Fall ein Interessenvertreter eingesetzt werden soll, der nun stattdessen aktiv an diesem Prozess teilnimmt. Des Weiteren sollen alle Informationen als persönlich betrachtet und verbindlichen Regeln der Vertraulichkeit unterstellt werden. Wo immer es möglich ist, sollte der betroffenen Person oder ihrem Interessensvertreter der Zweck der Verwendung der ICF von einem Arzt erläutert werden und sie dazu ermuntern, Fragen zur Erfassung der Funktionsfähigkeit einer Person und zur Angemessenheit der Verwendung der ICF zu stellen. Ferner sollte dem betroffenen Individuum (oder ihrem Interessenvertreter) immer die Teilnahme am Prozess der Klassifizierung ermöglicht werden. Wichtig hierbei ist, dass die betroffene Person eine Gelegenheit erhält, die Angemessenheit der Verwendung einer Kategorie und einer damit verbundene Beurteilung zu bestätigen oder zu hinterfragen.

Laut Schuntermann resultiert einklassifiziertes Defizit stets aus dem Zusammenspiel zwischen dem Gesundheitsproblem einer Person und dem materiellen und sozialen Kontext, in dem sie lebt. Daher sollte die ICF ganzheitlich verwendet werden. Die ICF soll auch dafür eingesetzt werden, dass die Wahl- und Steuerungsmöglichkeit von betroffenen Menschen bezüglich ihres Lebens erhöht wird. Die Informationen, die seitens der ICF gegeben werden, sollten für die Weiterentwicklung von politischen Veränderungen und Gesetzgebungen eingesetzt werden, welche die Partizipation von Menschen mit Behinderung erhöht und unterstützt. Die ICF und die aus ihrer Verwendung abgeleiteten Informationen sollten nicht benutzt werden, rechtmäßige Ansprüche oder vorhandene Rechte zum Nutzen anderer Individuen oder Gruppen einzuschränken.

Personen, die durch die ICF ähnlich klassifiziert wurden, können sich dennoch voneinander unterscheiden. Regelungen und Gesetze, die sich auf die ICF beziehen, sollten sicherstellen, dass Menschen, deren Funktionsfähigkeit klassifiziert ist, als Individuen betrachtet werden (ebd.259f).

1.4. Bedeutung, Ziele und Grenzen der ICF

Da die Bedeutung, die Ziele und die Grenzen der ICF miteinander verbunden sind, werden diese in einem Kapitel zusammengefasst.

Die ICF als Klassifikation beschreibt den Zustand der funktionalen Gesundheit eines Individuums. Des Weiteren ermöglicht die ICF auch, das negative und positive funktionale Bild eines Individuums in den Bereichen Funktionen und Strukturen des menschlichen Organismus, Tätigkeiten bzw. Aktivitäten einer Person und Teilhabe an verschiedensten Lebensbereichen wie etwa Erziehung/Bildung, Selbstversorgung oder Erwerbsleben unter Berücksichtigung eventueller Förderfaktoren oder Barrieren zu dokumentieren. Die aktuelle Fassung der ICF ermöglicht es jedoch noch nicht, das positive funktionale Bild in den oben genannten Bereichen zu kodieren, da es dafür noch kein Beurteilungsmerkmal gibt. Das allgemeine Beurteilungsmerkmal in der ICF bezieht sich nur auf den Schweregrad von funktionalen Problemen (Schuntermann 2009, 80).

- Die ICF ermöglicht, dass funktionale Probleme in der kurativen Versorgung, insbesondere auf der Ebene der Tätigkeiten, standardisiert beschrieben werden, um anschließend Behandlungsprogramme auszuwählen und durchzuführen.
- Die meisten Definitionen vom Rehabilitationsbegriff basieren auf der ICDH oder ICF. Die zentrale Aufgabe der Rehabilitation ist es, eine wesentliche Besserung oder gar eine Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit, vor allem der Körperfunktionen und –strukturen, und der Leistungsfähigkeit einer Person, sofern diese gefährdet oder eingeschränkt ist, in unterschiedlichen Lebensbereichen zu erreichen.
- Wichtige Aufgaben der Sozial- und Gesundheitspolitik als auch der Behinderten- und Menschenrechtspolitik sind der Abbau von Barrieren in der materiellen Umwelt und in der Gesellschaft, welche eine Teilhabe des Individuums erschweren oder gar unmöglich machen, und der Ausbau von Förderfaktoren, die die Teilhabe oder die Leistung einer Person auf Grund von gesundheitlichen Beeinträchtigungen unterstützen bzw. wiederherstellen.
- Sowohl epidemiologische Untersuchungen zur funktionalen Gesundheit als auch Förderfaktoren und Barrieren können dazu dienen, Präventionsprogramme für die funktionale Gesundheit zu entwickeln (ebd. 80f).

Das wichtigste Ziel der ICF, so Schuntermann (ebd. 81), ist es eine gemeinsame Sprache zu finden, um die funktionale Gesundheit eines Menschen beschreiben zu können. Dies ist notwendig, um die Kommunikation zwischen den Fachleuten im Sozial- und Gesundheitswesen, vor allem in der Rehabilitation, und die Funktionsfähigkeit von Menschen mit Beeinträchtigungen zu verbessern. Ferner stellt die ICF *„ein systematisches Verschlüsselungssystem für Gesundheitsinformationssysteme bereit und [...] ermöglicht Datenvergleiche zwischen Ländern, Disziplinen im Gesundheitswesen, Gesundheitsdienste sowie im Zeitverlauf“* (ebd).

Die ICF wurde als Mehrzweckklassifikation für verschiedene Disziplinen und Anwendungsbereiche entwickelt. Ihre spezifischen Ziele werden von dem Deutschen Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) (2005, 11) wie folgt zusammengefasst:

- Sie liefert eine wissenschaftliche Grundlage für das Verstehen und das Studium des Gesundheitszustands und der mit Gesundheit zusammenhängenden Zustände, der Ergebnisse und Determinanten.
- Sie stellt eine gemeinsame Sprache für die Beschreibung des Gesundheitszustands und der mit Gesundheit zusammenhängenden Zustände zur Verfügung, um die Kommunikation zwischen verschiedenen Benutzern, wie Fachleuten im Gesundheitswesen, Forschern, Politikern und der Öffentlichkeit, einschließlich Menschen mit Behinderungen, zu verbessern.
- Sie ermöglicht Datenvergleiche zwischen Ländern, Disziplinen im Gesundheitswesen, Gesundheitsdiensten sowie im Zeitverlauf.
- Sie stellt ein systematisches Verschlüsselungssystem für Gesundheitsinformationssysteme bereit.

Die WHO nennt vor allem zwei Aspekte, die die Grenzen der ICF aufzeigen:

- Die ICF kann funktionale Befunde und Symptome wie Schädigungen von bestimmten Strukturen und Funktionen, Einschränkungen von Tätigkeiten, Beeinträchtigung der Teilhabe, Vorhandensein oder Fehlen von Förderfaktoren und Barrieren, angeben, sie ist jedoch keine Klassifikation von funktionalen Diagnosen.

- Die ICF ist kein standardisiertes Instrument oder keine standardisierte Methode, die zur Beschreibung und Beurteilung von Körperstrukturen und – funktionen, Aktivitäten oder der Teilhabe dient, allerdings können ihr basierend derartige Instrumente (weiter-)entwickelt werden (Schuntermann 2009, 81f).

1.5.Forschungsbedarf und Kritik

Die WHO macht deutlich, dass die ICF eine vorläufige Klassifikation ist. Es wird von dieser erwartet, dass mit ihrer Anwendung und der Generierung von empirischen Daten geklärt wird, welche der aufgezählten Optionen, wie etwa Lernen und Wissensanwendung, Mobilität, Kommunikation oder Selbstversorgung, von den Anwendern und Anwenderinnen bevorzugt werden. Des Weiteren wird die empirische Forschung zu einer Operationalisierung von Aktivität und Teilhabe führen. In den kommenden Jahren sollen Daten und Erfahrungen über die Anwendung der ICF gesammelt und diese dann für ihre Weiterentwicklung und Überarbeitung verwendet werden (Schuntermann 2009, 107).

Schuntermann (ebd. 180) erachtet es als sehr wichtig, dass die ICF die Informationsmatrix auf das Teilhabekonzept erweitert. Konkret bedeutet dies, zusätzliche Beurteilungsmerkmale zu entwickeln. Als erster Schritt soll die individuelle Lebensqualität der zu betrachtenden Personen von der ICF miteinbezogen werden, somit wird auch die subjektive Erfahrung des Teilhabekonzeptes betrachtet werden. Des Weiteren führt der Autor an, dass zu fragen ist, *„wie der Aspekt der Menschenrechte des Teilhabekonzepts mit seinen Fragestellungen über ein Beurteilungsmerkmal operationalisiert werden kann“* (ebd).

Kritik erfährt die ICF von Biewer (2002, 300). Dieser bemängelt vor allem die begrifflichen Veränderungen, da diese nicht einfacher oder praktischer geworden sind und somit auch eine *fächerübergreifende Diskussion* erschweren. Insbesondere die Trennung zwischen Aktivität und Teilhabe fällt nicht eindeutig aus.

Auch Lindmeier meint, dass der personalen Identität und Integrität mehr Bedeutung zukommen müsse, da diese in der ICF keine Erwähnung finden (Lindmeier 2002, 413). Da die ICF in erster Linie eine medizinische Klassifizierung darstellt, kann mit ihrer Hilfe weder eine Aussage über den Gesundheitszustand und die

Funktionsfähigkeit im Alltag noch über das Ausmaß der erforderlichen Unterstützungen getroffen werden (Gaus e.a. 2006, 43 f).

2. ICF – CY

Auf die ICF – CY, die Kinder- und Jugendversion der ICF, wird in der Arbeit nur kurz eingegangen. Ihre Entstehungskontexte, wichtigsten Begriffe, ihre Operationalisierung, Bedeutung, Ziele, Grenzen und ihr Forschungsbedarf sind nahezu gleich wie der der ICF. Somit werden diese nicht mehr sehr ausführlich erläutert und ihnen auch kein eigenes Kapitel gewidmet. Da sich der Behinderungsbegriff der ICF – CY von dem der ICF unterscheidet, wird dieser näher erläutert.

Die ICF – CY (International Classification of Functioning, Disability and Health for Children and Youth) wurde aus der Notwendigkeit entwickelt, um eine Version der ICF für Kinder und Jugendliche in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Sozialwesen zu haben. Unter der ICF – CY versteht man die *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit für Kinder und Jugendliche*. Sie wird von der ICF abgeleitet und von der WHO entworfen, um die Besonderheiten von sich entwickelnden Kindern und Jugendlichen in Zusammenhang mit dem Einfluss ihrer Umwelt aufzuzeichnen. Des Weiteren beschäftigt sich die ICF – CY mit den Bereichen Gesundheit, Wohlbefinden und Bildung von Kindern und Jugendlichen und bietet somit eine gemeinsame Sprache für die Anwendung von klinischen Settings sowohl in der Forschung und im öffentlichen Gesundheitsbereich als auch bei der Dokumentation und Evaluierung von Behinderung und Gesundheit (WHO 2011, 7).

Die zentralen Leitthemen sind die Entwicklung und das Wachstum von Kindern und Jugendlichen, um die Inhalte für die ICF – CY zu identifizieren. Vier Schlüsselthemen kommen in der ICF – CY große Bedeutung zu. Diese sind laut WHO folgende (ebd. 15ff):

- Das Kind oder der Jugendliche im Kontext der Familie: Die Entwicklung ist ein dynamischer Prozess, der von der physischen, sozialen und psychologischen Reife abhängig ist. Die Funktionsfähigkeit des Kindes ist hierbei von der kontinuierlichen Interaktion mit deren Familie oder andern Personen aus dem nahen sozialen Umfeld abhängig. Die Funktionsfähigkeit eines Kinder oder Jugendlichen kann daher nur in Verbindung mit dem Umfeld betrachtet werden. Dies ist vor allem dann wichtig, wenn in bestimmten

Lebenssituationen die Funktionsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen beurteilt werden soll.

- Entwicklungsverzögerung: Kinder und Jugendliche weisen in Bezug auf das Auftreten von Körperstrukturen und – funktionen und in ihrer Aneignung von Techniken Unterschiede während des Wachstums und der Entwicklung auf. Sowohl dauerhafte als auch nicht dauerhafte Verzögerungen weisen auf eine Entwicklungsverzögerung hin, wobei diese altersspezifisch sind und durch physische und psychologische Umweltfaktoren beeinflusst werden. Der WHO nach dienen Variationen der Körperfunktionen und – strukturen oftmals dazu, bei Kinder oder Jugendlichen eine drohende Behinderung festzustellen. Die ICF –CY fokussiert somit den Begriff und das Konzept von Entwicklungsverzögerung von Körperstrukturen und – funktionen, Aktivitäten und Teilhabe. Das Ausmaß der Verzögerungen und das Auftreten von Strukturen, Funktionen und Fähigkeiten in Zusammenhang mit alltäglichen Aktivitäten und Teilhabe eines Kindes werden hierbei dokumentiert.
- Partizipation/Teilhabe: Die Partizipation oder Teilhabe bezeichnet die Einbeziehung einer Person in eine Lebenssituation und präsentiert die soziale Perspektive von Funktionsfähigkeit. Dem Aspekt der Teilhabe wurde in der ICF – CY besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da sich die Lebenssituationen von Kindern und Jugendlichen in ihren Eigenschaften und Settings stark von jenen der Erwachsenen unterscheiden. Das soziale Umfeld ist ein wichtiger Faktor für die gesamte Entwicklung, wobei sich dessen Komplexität und die Eigenschaften im Zeitraum von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter verändern.
- Lebenswelten: Ein entscheidender Punkt hierbei ist, so die WHO, dass sich die Komplexität und die Eigenschaften der Lebenswelten der Kinder von jenen der Jugendlichen unterscheiden. Diese Veränderungen bringen eine zunehmende Unabhängigkeit und Kompetenz mit sich. Kinder und Jugendliche sind von Menschen in der unmittelbaren Umgebung abhängig, auch die Gegenstände müssen dem Entwicklungsstand vom Kind oder Jugendlichen angepasst sein. Ferner ist die Funktionsfähigkeit abhängig von den sozialen und materiellen Elementen der Umwelt, wobei häufig negative Umweltfaktoren einen stärkeren Einfluss auf das Kind ausüben als auf Erwachsene. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass die

Eigenschaften und das Ausmaß der Unterstützung abhängig vom jeweiligen Alter des Kindes oder des Jugendlichen sind. Des Weiteren kann die soziale Umwelt verändert werden, indem Gesetze folgen, die eine Gewährleistung der Gesundheitsvorsorge, soziale Sicherheit und einen Zugang zu Bildung beinhalten.

2.1. Behinderung

Der Behinderungsbegriff hat auch in der ICF – CY große Bedeutung. Dieser wird nahezu in gleicher Art und Weise wie in der ICF verwendet, es werden auch dieselben Begrifflichkeiten wie „functioning“, „disability“ und „handicap“ gebraucht. Da sich jedoch die ICF – CY mit den individuellen Besonderheiten von Kindern und Jugendlichen auseinandersetzt, werden die sich in Entwicklung befindenden Funktionen und die besonderen Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen näher betrachtet. Die ICF – CY betont in diesem Zusammenhang immer wieder den Entwicklungsbegriff in Verbindung mit Entwicklungsverzögerungen oder gar Behinderungen im Kindes- und Jugendlichenalter (WHO 2011, 15). Die ICF – CY ermöglicht somit eine differenzierte Beschreibung von Verzögerungen, Schädigungen oder ungewöhnlichen Entwicklungswegen, die sich etwa in den Denkleistungen, in der Sprache, im Spiel oder im Verhalten des sich entwickelnden Kindes widerspiegeln, oder aber für die spätere körperliche Funktionsfähigkeit, Aktivität und soziale Teilhabe prägend sind (ebd. 18).

3. Capabilities Approach

Die Entstehungsgeschichte des Capabilities Approach ist bedeutend für das nachfolgende Kapitel, sodass auf diese gleich zu Beginn näher eingegangen wird.

3.1. Theoretische Grundlagen und Entstehungskontexte

Es gibt viele Versuche, die Frage nach einem gelungenen Leben zu beantworten. Einer dieser Versuche ist ein philosophischer Ansatz, der sich angesichts von Armut und Benachteiligung der Vorstellung von einem gediegenen Leben widmet. Dieser nennt sich Capabilities Approach, der weitgehend vom indischen Nationalökonom Amartya Kumar Sen und der amerikanischen Philosophin Martha Craven Nussbaum, die von 1986 bis 1993 in einem Projekt für die UNO zusammen gearbeitet haben, entwickelt wurde. Der Capabilities Approach ist zugleich auch ein gerechtigkeits-theoretischer bzw. ereignisorientierter Ansatz. In diesem Zusammenhang ist auch anzumerken, dass der Capabilities Approach ursprünglich Capability Approach genannt wurde, doch mit der Weiterentwicklung dessen von Martha Nussbaum umbenannt wurde. Da man im Capabilities Approach stets von vielen verschiedene Fähigkeiten des Menschen die Rede ist und der englische Begriff „capability“ allerdings nur den Fähigkeitsbegriff umfasst und an sich nur eine Fähigkeit anspricht, ist die letzt genannte Bezeichnung treffender.

Sens Theorie hat sich aus einer Vielzahl an Werken entwickelt, beginnend mit der von ihm gehaltenen Tanner Lecture aus dem Jahre 1979 mit dem Titel „Equality of What“. Noch heute ist der Capabilities Approach als philosophischer Ansatz von großer Bedeutung und im Zusammenhang mit dem Human Development Index und dem Human Poverty Index eine bedeutende Alternative zu den bisher wirtschaftlichen Ansätzen (Clark 2009, 20f).

Laut Clark (ebd.) wurde Sen 1933 im indischen Bundesstaat Westbengalen geboren, doch obwohl Sen einer Akademikerfamilie entstammt, war er nicht von der sozialen Ungerechtigkeit des Landes abgeschottet. Bis heute bilden die Themen Gerechtigkeit, Armut und menschliche Entwicklung die Schwerpunkte seiner Forschungsarbeit. Er studierte Wirtschaftswissenschaften, anschließend Philosophie. Zudem schrieb er bedeutende Beiträge über die Wohlfahrtsökonomie und über die Ursachen von Hunger und Armut. Heute arbeitet Sen als Professor der Philosophie

und Ökonomie an der Harvard University. Martha Craven Nussbaum wurde 1947 in New York geboren. Sie ist Professorin für Rechtswissenschaften und Ethik an der Universität von Chicago. Ferner ist sie eine Anhängerin der aristotelischen Philosophie, sodass die Frage nach einem erfüllten bzw. guten Leben in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten gerückt ist. Martha Nussbaum ist dafür bekannt geworden, dass sie den Capabilities Approach weitgehend mitbestimmt hat.

Sowohl Clark als auch Terzi² sehen den Capabilities Approach als bedeutenden Ansatz, wobei Clark in der Literatur Sen's Ansatz in Zusammenhang mit der Wirtschaft und Terzi diesen in Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff nennt. Behinderung wird in den letzten Jahren immer wieder mit dem Capabilities Approach gemeinsam genannt.

“Over the past decade, Amartya Sen's capability approach (CA) has emerged as a leading alternative to mainstream economic frameworks for conceptualizing and assessing human well - being and development. A central objective of the CA — like the basic needs approach before it — is to put people rather than (material) things at the centre of the international development agenda” (Clark 2009, 21).

„In particular, I maintain that reconceptualising disability and special needs through the capability approach makes possible the overcoming of the tension at the core of the dilemma of difference, whilst at the same time inscribing the debate within an ethical, normative framework based upon justice and equality.” (Terzi 2005, 443)

Insbesondere wenn prekäre Lebensumstände die Realisierung von Selbstbestimmung gefährden und eine persönliche Entfaltung auf Grund von sozialer Ungerechtigkeit oder Armut schwer möglich ist, ist der Respekt vor der Würde aller Menschen in Gefahr. Erfahren Menschen auf Grund von gesellschaftlichen Verhältnissen Einschränkungen, so ist ein gutes und gelungenes Leben ihrerseits vehement eingeschränkt (Kainzbauer 2011, 239). Des Weiteren dient dieses Konzept der Darstellung und Messung der individuellen und gesellschaftlichen Wohlfahrt (Otto/Ziegler 2010, 9)

² Terzi ist eine englische Universitätsprofessorin für Bildungsphilosophie, die sich gegenwärtig mit dem Capabilities Approach in Zusammenhang mit der Behinderungsthematik wissenschaftlich näher auseinandersetzt.

Sen argumentiert: *“Social arrangements should be evaluated according to the extent of freedom people have to promote or achieve objects they value. [...] If equality in social arrangements is to be demanded in any space – and most theories of justice advocate equality in some space, such as that of liberty, income, primary goods, resources, or utility - it is to be demanded in the space of capabilities”* (Alkire 2002, 4).

3.1.1. John Rawls Theorie und der transzendente Institutionalismus

Vorab ist anzumerken, dass die theoretische Auseinandersetzung mit John Rawls und seiner Theorie in Verbindung mit dem Capabilities Approach unumgänglich scheint, da sich Sen mit dessen Ideen und Meinungen näher auseinandergesetzt und aufbauend auf die Kritik dessen den Ansatz des Capabilities Approachs entwickelt hat.

1971 erschien sein Werk „A Theory of Justice“, mit dem man ihn eindeutig in die Denkrichtung des transzendentalen Institutionalismus einordnen kann. Kennzeichnend dafür ist, dass dieser die Identifikation von idealen institutionellen Strukturen in den Mittelpunkt stellt, die zur Schaffung und Sicherung einer vollkommenen Gerechtigkeit dienen. Des Weiteren bearbeitete Rawls Werk die kontraaktualistische Vertrags- und Staatstheorie und lieferte eine Alternative zu der bislang vorherrschenden Denkrichtung des Utilitarismus. Das Hauptziel von Rawls (1975, 23) war es *„[...] einen vernünftigen Gerechtigkeitsbegriff für die Grundstruktur der Gesellschaft [...]“* zu finden. Er geht davon aus, dass Individuen ihre eigene Position innerhalb der Gesellschaft hinter einem Schleier des Nichtwissens verbergen, wodurch sie Entscheidungen treffen, die nur auf Vernunft basieren. Weiters meint Rawls, dass Gerechtigkeitsgrundsätze nur dann gerechtfertigt sind, wenn sie in einer Situation der sozialen Gleichheit durch freie und vernünftige Menschen aus ihrem eigenen Interesse beschlossen werden. Er meint, dass immer die schlechteste Alternative gewählt und diese dann maximiert werden sollte. Laut Rawls entsteht demnach eine vernünftige Entscheidung zur Verteilung der gesellschaftlichen Grundgüter. Darauf basierend leitet er zwei Gerechtigkeitsgrundsätze ab: zum einen jenen die Forderung nach einer gleichen Verteilung von Rechten und Freiheiten und zum anderen die Forderung zur Erschaffung einer zweiten sozioökonomischen Gerechtigkeit. Rawls kommt es darauf

an, alle Individuen mit gleichen Grundgütern auszustatten, um damit die ungleichen sozialen Startbedingungen korrigieren oder gar ausgleichen zu können. Ferner kritisiert Rawls den Utilitarismus, denn dieser stellt das Gemeinwohl über die individuelle Freiheit.

Rawls wird der Denkrichtung des Utilitarismus zugeordnet, da auch seine Theorie, zumindest teilweise, auf die Vergleichbarkeit von Individuen hinsichtlich ihres Nutzens abzielt. An diesem Punkt knüpft nun die Kritik Sens an (ebd. 23).

Sen kritisiert die methodische Herangehensweise von Rawls. Nach Sen lässt sich die Ideengeschichte des Gerechtigkeitsbegriffs in zwei verschiedene Denkrichtungen einordnen. Einerseits in die des transzendentalen Institutionalismus, dem auch Rawls zuzuordnen ist, und andererseits gibt es Ansätze, welche sich mit realen gesellschaftlichen Ordnungen befassen. Sens Kritik hierbei setzt an der wissenschaftlichen Herangehensweise Rawls an. Wenn eine Theorie der Gerechtigkeit zu einer eindeutigen Wahl von Grundsätzen und der Beschaffenheit von Institutionen dient, ist es nicht notwendig, eine vollkommene Gesellschaft zu charakterisieren und zu definieren (Gijssels e.a. 1984, 11). Sens Ansatz konzentriert sich dabei auf Fragen der Gerechtigkeit, die sich mit praktischen Problemstellungen auseinandersetzen und immer wieder miteinander verglichen werden. Wenn auch, so wie der transzendentale Institutionalismus meint, Bedingungen einer gerechten Gesellschaft identifiziert werden können, muss dennoch bestimmt werden, wie eine bestehende Gesellschaft in den Idealzustand der gesellschaftlichen Ordnung zu führen ist. Die Veränderungen, welche zu einer Annäherung an das Gerechtigkeitsideal führen, erfordern aber auch eine komparative Einschätzung (Sen 2009, 7ff).

Ferner kritisiert Sen (1979, 215f) nicht nur Rawls methodologischen Zugang, sondern auch, dass er in zu geringem Ausmaß die Verschiedenartigkeit von Individuen berücksichtigt und den Fokus auf materielle Güter richtet. Die Grundgüter, so Rawls, dienen ausschließlich dem persönlichen Wohlergehen, wobei Sen diese durch persönliche Umweltfaktoren erweitert, um die tatsächlichen Wahlmöglichkeiten und Freiheiten einer Person genauer einschätzen zu können. Grundgüter werden im Sinne Sens als ein Instrument zur Freiheit angesehen. Das Ausmaß der Freiheit spiegeln unter anderem Faktoren wie Talente und das soziokulturelle Umfeld wieder. Sen sieht somit das Hauptproblem der Rawlschen Theorie an der fehlenden

Berücksichtigung von Handlungsmöglichkeiten und Grundfähigkeiten eines Menschen (Crocker 1992, 591).

Sen (1982, 215) formuliert seine Kritik folgendermaßen:

„The Difference Principle will give him neither more or less non grounds of being a cripple“.

Obwohl Sen Rawls kritisiert, hält er fest, dass sein eigener Ansatz als eine Weiterentwicklung oder Erweiterung der Gerechtigkeitstheorie von Rawls ist:

„The focus on basic capabilities can be seen as a natural extension of Rawls concern with primary goods, shifting attention from goods to what goods do to human beings“ (ebd. 218f).

Der Capabilities Approach will demnach das individuelle Wohlbefinden und die eigene Stellung in der Gesellschaft bewerten. Die Bewertung orientiert sich dabei daran, in welchem Ausmaß eine Person in der Lage ist, die von ihr als wertvoll eingeschätzten Lebensweisen bzw. Lebensentwürfe zu verwirklichen.

„The capability approach [...] aims at evaluating people’s well – being and their standing in society in terms of certain basic capabilities to achieve valuable functionings“ (Alexander 2010, 54).

Um das angestrebte Leben verwirklichen zu können, bedarf es Fähigkeiten oder Befähigungen. Für Sen sind die Befähigungen eines Individuums in Zusammenhang mit einem autonomen und selbstbestimmten Leben von großer Wichtigkeit, aber auch die soziale und politische Teilhabe. Diese Fähigkeiten zur Teilhabe sind die Hauptmerkmale von Sens Gerechtigkeitsbegriffs (ebd). Nussbaum hingegen verfolgt ein anderes Ziel als Sen. Ihr geht darum den Capabilities Approach mit der aristotelischen Philosophie in Verbindung zu bringen und aus dem Capabilities Approach ein politisches Konzept zu machen. Sie versucht politische Grundprinzipien, welche es verfassungsrechtlich zu garantieren gilt, zu entwickeln (Nussbaum 2010, 91). Damit dies gelingt, muss aber vorab geklärt werden, inwieweit die bestehende Liste an Fähigkeiten verwendet werden kann, um Leitlinien für die Ausarbeitung von politischen Prinzipien zu entwerfen.

Im Folgenden werden nun die einzelnen Fähigkeiten, laut Nussbaum, aufgezählt, wobei Tier – Mensch Vergleiche in diesem Zusammenhang gezogen werden:

1. Leben (*Life*): Hierbei zeigt sich ein Vorteil gegenüber dem Utilitarismus. Der Capabilities Approach muss keine unbestimmten und komplizierten Berechnungen des Wohlbefindens vornehmen, um herauszufinden, ob ein Anspruch verletzt wurde oder nicht.
2. Körperliche Gesundheit (*Bodily Health*): Zu den wesentlichen Ansprüchen von Mensch und Tier gehört der Anspruch auf ein gesundes Leben. Ferner haben die Menschen gegenüber den Tieren, die bei ihnen leben, einen Vorteil, so die Autorin, indem sie den Umgang mit diesen regeln können. Diese Regeln können eng an rechtliche Regelungen, in Verbindung mit der Verantwortung von Eltern ihren Kindern gegenüber, angelehnt werden.
3. Körperliche Integrität (*Bodily Integrity*): Die positive Seite dieses Anspruchs impliziert die Gelegenheit zur sexuellen Befriedigung und zur Fortpflanzung. Nussbaum erwähnt in diesem Zusammenhang die Kastration oder Sterilisation bei Tier und Mensch. Ein Blick auf das Wohlergehen aller Tiere soll hierbei im Vordergrund stehen, wobei angemerkt werden muss, dass das Verhalten von Tieren gegenüber ihren Artgenossen dadurch oftmals weniger aggressiv wird (Nussbaum 2006, 393 ff). Die Zwangskastration und -sterilisation muss bei Menschen jedoch abgelehnt werden, da dies eine Verletzung des Freiheitsanspruches darstellen würde. Bei Tieren treffen diese Bedenken jedoch nicht zu.
4. Sinne, Vorstellungskraft und Denken (*Senses, Imagination and Thoughts*): Im Fall von Personen sind die genannten drei Fähigkeiten an eine Reihe von Ansprüchen geknüpft, wie etwa auf angemessene Bildungschancen, Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit und künstlerische Ausdrucksfreiheit. Im Fall von Tieren, so Nussbaum, sind strenge Gesetze notwendig, die den Umgang mit diesen kontrollieren. Jedoch haben Tiere Anspruch auf den Schutz ihres Lebensraumes und auf eine angemessene Erziehung seitens des Menschen.
5. Gefühle (*Emotion*): Alle empfindsamen Lebewesen haben ein komplexes Gefühlsleben, sowohl Tier als auch Mensch. Gefühle wie Wut, Angst, Dankbarkeit, Trauer, Freude und Neid können empfunden werden, manchmal auch Mitgefühl. Tiere werden häufig eingesperrt und isoliert, insofern werden die emotionalen Bedürfnisse der Tiere nicht beachtet.

6. Praktische Vernunft (*Practical Reason*): in Bezug auf den Menschen handelt es sich um einen zentralen Anspruch, der andere Ansprüche prägt, sodass diese auf eine charakteristische Weise menschlich werden. Bei Tieren muss man sich fragen, ob das Lebewesen im Stande ist, sich Ziele zu setzen. Liegt diese Fähigkeit vor, soll diese auch gefördert werden.
7. Zugehörigkeit (*Affiliation*): Diese Fähigkeit wird von Nussbaum als zweidimensional angesehen. Zum einen in Form einer interpersonalen Dimension, nämlich die Möglichkeit, mit anderen und für andere zu leben. Zum anderen in Form einer öffentlichen Dimension, welche auf Selbstachtung und Nichtdemütigung ausgerichtet ist. Bedeutend ist, dass diese Dimensionen auch für Tiere gelten. Ferner merkt die Autorin an, dass die politische Kultur und die Würde eines Lebewesens respektiert werden soll (ebd. 396 ff). Auch das Verhalten eines Individuums innerhalb einer Spezies kann schädigend auf andere wirken, wobei man in diesem Fall verpflichtet ist, sofort einzugreifen.
8. Andere Spezies (*Other Species*): Nussbaum versteht darunter das Verhältnis von Tier und Mensch zur Natur und zur Welt, wobei diese Arten wechselseitige unterstützende Beziehungen miteinander halten sollen. Da die Natur diesem Ideal nicht entspricht, sollte diese durch Gerechtigkeit ersetzt werden (ebd. 399f).

„This capability [...] calls for the gradual formation of an interdependent world in which all species will enjoy cooperative and mutually supportive relations. Nature is not that way and never has been. So it calls, in a very general way, for the gradual supplanting of the natural by the just” (ebd. 399f).

9. Spiel (*Play*): Diese Fähigkeit ist ein wesentlicher Lebensaspekt aller empfindsamen Individuen, die in Kontakt mit anderen Angehörigen ihrer Spezies sein sollen.
10. Kontrolle über die eigene Umwelt (*Control over one's Environment*): Wie auch jene Fähigkeit der Zugehörigkeit hat auch die Kontrolle zwei Dimensionen, nämlich eine politische und eine materielle. Erste bezieht sich auf die politische Teilhabe eines Menschen, letztere auf die Fähigkeit der freien Berufswahl, des Schutzes der Eigentümer- und Arbeitnehmerrechte und das Recht, Gewerkschaften zu gründen.

Die politische Dimension in Falle von tierischen Lebewesen meint, dass ihnen Achtung und Gerechtigkeit zugesichert wird, die materielle Dimension entspricht der Achtung der territorialen Integrität eines Lebensraumes und der Würde und Achtung eines Tieres.

Nussbaum (ebd. 400f) meint zusammenfassend, dass der Capabilities Approach vorsieht, jedes Lebewesen, egal ob Mensch oder Tier, als Subjekt der Gerechtigkeit anzuerkennen und als Wesen zu behandeln, das ein Recht auf ein würdevolles Leben hat. Ferner fügt die Autorin an, dass die Verfassung auch allgemeine Prinzipien enthalten kann, die sich aus einer Liste von Fähigkeiten ergeben.

Laut Sen (2000, 48) ist das Einkommen einer Person ein grundlegender Faktor für Wohlstand bzw. für Verwirklichungschancen, wobei andere Faktoren auch wichtig sind. So korreliert etwa die Lebenserwartung nicht eindeutig mit dem Einkommen. In Form von Güterbedarf haben die Grundbedürfnisse bzw. Ressourcen nur instrumentellen Wert.

„Der Wert des Lebensstandards liegt in einer bestimmten Art zu leben und nicht im Besitz von Gütern, die eine abgeleitete und variierende Relevanz haben“ (ebd.)

Des Weiteren schreibt der Autor, dass die Menschen unterschiedliche Bedürfnisse in Bezug auf ein langes Leben, Gesundheit, klimatische Bedingungen, Wohnort und Arbeitsbedingungen haben (Sen 1982, 366).

Nussbaum betont in ihrem Buch „Frontiers of justice“ immer wieder im Zusammenhang mit dem Capabilities Approach die Bedeutung des griechischen Philosophen Aristoteles, in Bezug auf dessen Menschenbild. Aristoteles sieht den Menschen als ein soziales und politisches Lebewesen, das immer nach dem Guten strebt und mit Anderen, oftmals auf verschiedenen Ebenen, komplexe Zielsetzungen teilt. Des Weiteren ist jedes Lebewesen, egal ob Mensch oder Tier, ein würdevolles Wesen. Daher ist es für die Autorin auch legitim, einen Mensch – Tier Vergleich anzustellen. Nussbaum betont, dass der Capabilities Approach eine Vielzahl an verschiedenen Arten der tierischen Würde entdeckt hat und diese auch anerkennt. Tatsächlich wird aber die menschliche Würde von Sen und Nussbaum im Sinne von Vernunft angesehen, die jedoch nicht idealisiert wird. Die Menschheit besteht aus

zeitgebundenen Wesen mit Bedürfnissen. Diese sind aufeinander angewiesen, was der Capabilities Approach in seiner politischen Konzeption, die als Basis der politischen Grundprinzipien dient, berücksichtigt (Nussbaum 2006, 158ff).

Terzi (2006, 762) unterstreicht in ihrem Zeitschriftenartikel "A Capability Perspective on Impairment, Disability and Special Needs: Towards Social Justice in Education" auch die Bedeutung der Erziehung in Zusammenhang mit Fähigkeiten und Fertigkeiten einer Person:

„Education is crucial for people’s well-being and plays a substantial role for the promotion of those achieved functionings necessary for individuals to participate effectively in society. Unequal provision in basic educational capabilities would lead to unequal freedom to develop effective functionings in society“.

Terzi (2007, 759) weist auch auf die Bedeutsamkeit von Erziehung im Capabilities Approach hin:

„Education, both in terms of formal schooling and informal learning, is central to the capability [sic] approach. The approach emphasise specially the contribution that the capability to be educated makes to the formation and expansion of other capabilities and, hence, the contribution it makes to people’s opportunities for well – being and for their effective freedoms“.

Der Capabilities Approach sieht vor, dass Gleichheit und soziale Maßnahmen im Rahmen der „capabilities“ evaluiert werden, um Freiheit erlangen zu können. Es steht jedem Menschen zu, aus den ihm verfügbaren Fertigkeiten auszuwählen (Terzi 2005, 449).

Sen betont, dass der Mangel an Erziehung oftmals einen Nachteil in der Ausbildung als auch in der Gesellschaft bedeutet. Eine weitreichende Ausbildung ist wichtig, da diese die Basis für Grundbedürfnisse bildet und grundlegend für andere Befähigungen bzw. für die individuelle Freiheit ist. Dies ist wesentlich, um in Sinne von Sen ein gutes Leben führen zu können. Ferner ist eine solide Ausbildung wichtig, um Fertigkeiten erlangen zu können, die maßgebend für das individuelle Wohlbefinden sind (ebd. 760ff). ‘

„Education is crucial for people’s well – being and plays a substantial role for the promotion of those achieved functionings necessary for individuals to participate effectively in society” (Terzi 2007, 762).

Terzi fügt jedoch an, dass der Capabilities Approach nicht als Rahmenwerk dienen kann, um eine Gleichheit in Bezug auf Ausbildung zu schaffen. Nichtsdestotrotz gibt er eine mögliche Antwort auf jene Fragen zur Gleichheit im Bereich der Bildung für Kinder mit Behinderung. Ein weiteres Merkmal des Capabilities Approach ist es, Überlegungen über die Effektivität der Verteilung von Möglichkeiten und Ressourcen bereitzustellen, mit dem Ziel, ein höheres Level von Fertigkeiten zu erreichen (ebd. 771).

3.2. Zentrale Begriffe

Begriffe, die im Capabilities Approach von Bedeutung sind, sind „capability“, „functioning“, „freedom“ und „justice“ und „disability“.

3.2.1. „capability“

Der englische Begriff „capability“ umfasst unter anderem Begrifflichkeiten wie Befähigung, Begabung, Fähigkeit und Fertigkeit.

Sen formuliert „capability“ folgendermaßen:

„ A capability is the power to do something“ (Sen 2009, 19).

Darüber hinaus wird der Fähigkeitsbegriff laut Sen noch weiter gefasst:

„Capability is [...] a set of vectors of functionings, reflecting the person’s freedom to live one type of life or another to choose from possible livings” (Sen 1992, 40 zit. n. Alkire 2002, 7).

Demzufolge umfasst der Fähigkeitsbegriff von Sen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche nötig sind, damit ein Individuum ein Leben nach einem selbst erwählten Lebensplan führen kann.

Die Menge aller Fähigkeiten fasst Sen im Begriff „Capability Set“ zusammen. Hierbei sind nicht nur die realisierte Fähigkeiten von Bedeutung, sondern auch die Nutzung der potentiellen Fähigkeiten.

„The focus of the capability [sic] approach is thus not just on what a person actually ends up doing, but also on what she is in fact able to, whether or not she chooses to make use of that opportunity“ (Sen 2009, 235).

Sen setzt die einzelnen “capabilities” auch mit dem Behinderungsbegriff in Verbindung. Dies wird von Lorella Terzi (2005, 453), einer Bildungsphilosophin, die mit dem Capabilities Approach in Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff nennenswert ist, folgendermaßen beschrieben:

“The capability approach looks at how [...] specific functioning [...] interacts with circumstantial factors, such as the physical environment where the person lives and [...] how it interacts with personal conversion factor”.

3.2.2. „functioning“

Der Begriff „functioning“ impliziert nach Sen folgendes:

“Functionings, that is the various things a person may value doing or being, taken together to create a conceptual space in which to assess social welfare rather than utility or opulence” (Sen 1992, 40 zit. n. Alkire 2002, 5).

Sen formuliert den Begriff “functionings” siebzehn Jahre später präziser und merkt an, dass die angestrebten “functionings” unterschiedlich sein können und von Mobilität über Ernährung bis hin zur Selbstachtung, Partizipation oder Glück reichen:

“The various attainments in human functioning that we may value are diverse, varying from being well nourished or avoiding premature mortality to taking part in the life of the community and developing the skill to pursue one’s work – related plans and ambitions” (Sen 2009, 233).

Die Fähigkeiten und Verwirklichungschancen werden durch die Möglichkeit der individuellen Freiheit widerspiegelt. Das individuelle Wohlbefinden und die gesellschaftliche Stellung einer Person, sollen anhand jener Fertigkeiten bewertet werden, die zur Erreichung als wertvoll angesehen werden (Sen 1999, 75ff).

“According to the capability [sic] approach, the ends of well - being, justice and development should be conceptualized in terms of people's capabilities to function; that is, their effective opportunities to undertake the actions and activities that they want to engage in, and be whom they want to be” (Robeyns 2005, 98).

Theoretisch gesehen führt der Besitz gleicher Fähigkeiten zweier Personen nicht zu den gleichen “functionings”. Drei Gründe sind dafür verantwortlich:

1. Mehreren Fähigkeitenmengen kann zwar derselbe Wert zugeordnet werden, da jedoch die Menschen individuell sind, können diese nie aus identischen Fähigkeiten bestehen.
2. Eine Fähigkeitenmenge wird immer anders um- bzw. eingesetzt.
3. Aus der gesamten Menge der „functionings“ werden nie dieselben ausgewählt (URL 2).

Schwierig in diesem Zusammenhang stellt sich, so Krishnymar (2007, 2f), allerdings die Messbarkeit von Fähigkeiten dar. Nicht nur individuelle realisierte Fähigkeiten sollen erfasst werden, sondern auch Möglichkeiten und Befähigungen, die nicht genutzt werden. Das Konzept der “functionings” stößt sehr wohl auf Zustimmung, jenes der “capabilities” aber ist, insbesondere im Bereich der Operationalisierung, jedoch sehr umstritten. Sen meint auch, dass die „functionings“ im Sinne von Aktivitäten und Zuständen das Wesen eines Menschen ausmachen.

Sen (1992, 39) schreibt:

„Living may seem as consisting of a set of interrelated „functionings“, consisting of beings and doings. A person's achievement in this respect can be seen as the vector of his or her functionings”.

3.2.3. „freedom“

Sen argumentiert, dass ein Fokus, der auf die Fähigkeiten einer Person gerichtet ist, einem Fokus gleicht, der nur die Brauchbarkeit einer Person im Visier hat. Deshalb ist auch der Begriff der Freiheit im Capabilities Approach von großer Bedeutung.

„Freedom is concerned with the real opportunity that we have to accomplish what we value“ (ebd. S.6).

Sen verwendet den Freiheitsbegriff im Sinne des Begriffes der instrumentellen bzw. positiven Freiheit. Diese diene dem Menschen, so Sen (2000, S. 52), als Mittel, seine Verwirklichungschancen sicherzustellen.

Er argumentiert, dass ein Mehr an Freiheit auch ein Mehr an Chancen bedeutet, um die individuellen Ziele verfolgen zu können. Daher sieht er die Freiheit als äußerst wertvoll an, da sie zur Gestaltung und Bedeutung des Entscheidungsprozesses beiträgt (ebd. 65f). Ferner ermöglichen Freiheitsspielräume ein „gutes Leben“ und erlauben es, die als sinnvoll eingeschätzten Tätigkeiten ausüben zu können.

Bei Sen ist der Freiheitsbegriff viergeteilt. Einerseits unterscheidet er zwischen positiven und negativen Freiheiten, andererseits schreibt er dem Begriff der Freiheit einen instrumentellen und konstitutiven Aspekt zu (Sen 1990, 114 ff). Sen meint auch, Freiheit sei ein intrinsischer Wert, der dem Menschen ermöglicht, selbstbestimmt zu leben. Freiheit ist zudem ein normatives Ziel, ein Zweck an sich (Heinrichs 2006, 174).

Sowohl Sen als auch Nussbaum erachten es als wichtig, dass die menschliche Entwicklung nur durch den Ausdruck einer individuellen Freiheit ermöglicht werden kann. Die normative Grundlage für den Capabilities Approach stellt vor allem die positive Freiheit dar. Unter dem Begriff „positive Freiheit“ schließt Sen das Vorhandensein von echten Wahlmöglichkeiten mit ein (Sen 1993, 38f). Im Gegensatz zu Sens Begriff der „negativen Freiheit“ schließt der positive Freiheitsbegriff die Abwesenheit von Zwang nicht aus. Hierbei ist anzumerken, dass es sehr wohl Beschränkungen hinsichtlich des Zweckes gibt, diese sollen vor allem von politischer und wirtschaftlicher Relevanz sein. Des Weiteren ist es von Bedeutung, dass es sowohl triviale als auch wichtige Zwecke gibt. Der Mensch allein bestimmt jedoch, zu welchem Zwecke eine Handlung dienen soll. Die Taten, die unabhängig von den Menschen bestimmen, was relevant bzw. irrelevant ist, sollen sich jedoch nicht an Instanzen orientieren, sondern vielmehr soll ein demokratischer Abgleich von

Handlungszwecken stattfinden. Ferner sollen die angelegten Freiheiten so gelebt werden, dass diese sich auf der Basis von psychologischen, sozialen und materiellen Verhältnissen entfalten. So versteht Sen unter dem negativen oder passiven Freiheitsbegriff das Nichtvorhandensein von Einmischung, Beschränkungen, Zwang, Abwesenheit von Hunger und Armut eines Individuums (ebd. 40ff).

„First, we may be interested not merely in examining “well – being achievement” but also “well – being freedom”. A person’s actual freedom to live well and be well is of some interest in social as well as personal evaluation” (ebd. 39).

Sen sieht es als Ziel an, die individuelle Freiheit zu erweitern und weiter zu entwickeln. Dabei unterscheidet er zwischen zwei Funktionen des Freiheitsbegriffes: einer konstitutionellen und einer instrumentellen Freiheit. Die konstitutive Freiheit umfasst alle elementaren Freiheiten, die einen intrinsischen Wert haben und ist gleichbedeutend mit einer substantiellen Freiheit, wie die Vermeidung von Hunger, Unterernährung oder Krankheit und ermöglicht Freiheiten wie lesen und schreiben, politisch Teilhabe und freie Meinungsäußerung. Dagegen spricht Sen von der instrumentellen Freiheit, wenn er die Art und Weise meint, wie Umstände zur Erweiterung der Freiheit beitragen können. Instrumentelle Freiheiten umfassen Bestimmungsfaktoren von Fähigkeiten, auf welche von ökonomischen, staatlichen und gesellschaftlichen Akteuren Einfluss genommen werden kann. Diese spiegeln vor allem die individuellen Bedürfnisse wider und sichern Zugangs- und Beteiligungsrechte (Sen 1999, 36ff).

Ferner unterscheidet Sen fünf Arten von instrumentellen Freiheiten:

- Politische Freiheiten: Diese beziehen sich ausschließlich auf die politische Partizipation und nehmen einen hohen Stellenwert im Capabilities Approach ein. Sie sind notwendig, um die politischen Meinungen und Interessen von Menschen zum Ausdruck zu bringen. Es ist für Sen entscheidend, dass vor allem jene Personen, die nur wenige Beteiligungsrechte haben und sich kaum an politischen Prozessen teilhaben können, berücksichtigt werden.
- Ökonomische Freiheiten: Sie umfassen die Chancen eines Individuums, sich Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen zu verschaffen. Je mehr verfügbare Ressourcen eine Person besitzt, desto größer wird ihre Anzahl an Zugangsrechten. Sen fordert sogar, dass es zu einer Erweiterung der

Zugangsrechte innerhalb einer Bevölkerung kommen soll, indem ökonomische Einrichtungen zu einer Erhöhung des ökonomischen Wohlstands führen (ebd. 32).

- Soziale Chancen: Diese nehmen auf all jene Einrichtungen in der Gesellschaft Bezug, welche für Bereiche wie Gesundheit und Bildung verantwortlich sind. Hierbei ist es für Sen von Bedeutung, dass Bildungsdefizite oder Krankheit die individuellen Fähigkeiten eines Menschen einschränken können.
- Garantien für Transparenz: Sie sind in jenen Gesellschaften, die auf Vertrauensbasis funktionieren, notwendig geworden. Hierzu zählen etwa das Recht auf Offenlegung und Maßnahmen zur Prävention von betrügerischen Finanzgeschäften oder gar Korruption.
- Soziale Sicherheit: Diese befasst sich mit allen Formen von Sozialversicherungen (ebd. 52ff).

3.2.4. „justice“

Ein weiterer zentraler Begriff im Capabilities Approach ist der Gerechtigkeitsbegriff. Dieser wird in doppeltem Sinn gebraucht: einerseits Gerechtigkeit durch Befähigung und andererseits Gerechtigkeit als Freiheit. Der Capabilities Approach von Sen möchte das persönliche Wohlbefinden einer Person und die eigene Stellung innerhalb einer Gesellschaft bewerten. Diese Bewertung orientiert sich hierbei an der Möglichkeit, in wie weit ein Individuum in der Lage ist, die für sich bedeutsamen Lebensweisen oder -entwürfe zu verwirklichen. Um das angestrebte Leben führen zu können, benötigt eine Person spezifischen Fähigkeiten oder Befähigungen. Für Sen ist das individuelle und selbstbestimmte Handeln das Mittel zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit und zur Beseitigung von persönlichem Elend. Sen stellt die Befähigung zu einem autonomen Leben eines Menschen und die Aufforderung zur politischen Partizipation und zur sozialen Teilhabe in den Vordergrund. Jene Fähigkeiten zur Teilhabe bzw. Partizipation sind das Hauptmerkmal von Sens Gerechtigkeitsbegriffs. Sen meint, dass ein Individuum mit allen Fähigkeiten, die ein „gutes Leben“ ermöglichen, ausgestattet werden sollte. Sein Ansatz nimmt hierbei Bezug auf die Vorstellung von einem „guten Leben“ von Aristoteles. Dieser befasst sich mit Fragen darüber, wie eine Person ein gutes bzw. gelingendes Leben führen sollte, und was ein gutes Leben sei und welche Dinge als gut zu charakterisieren sind (Crocker 1992, 589f).

3.2.5. „disability“

Laut Sen unterscheiden sich die Menschen auf drei Arten: zum einen in deren persönlichen Charakteristika wie Geschlecht, Alter, physische oder kognitive Fähigkeiten, dann auf Grund von deren äußeren Umständen wie Vermögen oder Umweltfaktoren und schließlich in der Verschiedenartigkeit, Fähigkeiten betreffend personeller Ressourcen in Fertigkeiten umzuwandeln.

An diesem Punkt knüpft Lorella Terzi an. Sie setzt sich in pädagogischen und philosophischen Zeitschriften mit dem Behinderungsbegriff auseinander. In den letzten Jahren verbindet sie den Begriff von Behinderung („disability“) sehr häufig mit dem Capabilities Approach. In dem Artikel “Beyond the Dilemma of Difference: The Capability Approach to Disability and Special Educational Needs” beschreibt sie Sens Verständnis von Verschiedenartigkeit in Zusammenhang mit Behinderung.

“Sen’s specific understanding of personal heterogenities, concerns how we can think of impairment and disability as aspects of human diversity. This raises considerations concerning the relational aspect of disability, with respect both to impairment and to social institutions. The second fundamental insight concerns the centrality of human diversity in the evaluation of people’s relative advantages or disadvantages, which thus entails the evaluation of disability in relation to the distributive patterns of relevant freedoms and hence ultimately in terms of justice” (Terzi 2005, 453).

Auch Nussbaum setzt sich mit dem Begriff der Behinderung auf drei Ebenen auseinander:

- Die Konzeption der verschiedenen Fähigkeiten macht es möglich, auf die unterschiedlichen Fähigkeiten, auch wenn diese im mentalen oder physischen Bereich eingeschränkt sind, einer Person einzugehen.
- Der Capabilities Approach informiert zudem darüber, welche individuelle Position ein Mensch in sozialen Arrangements einnimmt.
- Seitens des Gesetzes werden Garantien und Rechte formuliert, die einen wesentlichen Beitrag für Menschen mit Behinderung leisten, um ihnen ein lebenswertes Dasein in der Gesellschaft ermöglichen zu können (Terzi 2010, 95f).

Der Capabilities Approach sieht vor, so Terzi, dass Gleichheit und soziale Maßnahmen im Rahmen der „capabilities“ evaluiert werden, um Freiheit erlangen zu können. Des Weiteren steht es jedem Menschen zu, aus den ihm verfügbaren Fertigkeiten auszuwählen (Terzi 2005, 449).

„The capability approach [sic] provides an egalitarian framework where disability is evaluated in the light of the distributive pattern of relevant capability. This has fundamental consequences for the design of social policies and institutions and [...] for the design of educational policies and schooling systems” (ebd. 453)

Nussbaum betont, dass sowohl Kinder als Erwachsene mit Beeinträchtigungen als achtsame BürgerInnen innerhalb einer Gesellschaft wertzuschätzen sind, da deren Bedürfnisse wie Versorgung, Selbstachtung, Aktivität, Bildung und Freundschaft zu berücksichtigen sind. In anderen Worten ausgedrückt: Menschen mit Behinderungen jeglicher Art soll derselbe Bürgerstatus ermöglicht werden wie jenen ohne Behinderung.

Die beiden Begriffe Beeinträchtigung und Behinderung werfen zwei Probleme der sozialen Gerechtigkeit auf, die beide einer Klärung bedürfen. Zum einen stellt sich die Frage nach einem fairen Umgang insbesondere mit Kindern mit Beeinträchtigungen (Nussbaum 2006, 97ff).

„A just society, by contrast, would not stigmatize these children and stunt their development; it would support their health, education, and full participation in social and even, when possible, political life” (ebd. 100)

Zum anderen merkt Nussbaum an, dass die Belastung für jene Personen, die Menschen mit Behinderung versorgen, enorm groß ist. Meistens nehmen Eltern die langfristige und anstrengende Versorgung eines Kindes oder älter werdenden Elternteils auf sich. Häufig wird diese Unterstützung jedoch nicht gut bezahlt und von der Gesellschaft nicht in dem Maß geachtet, wie es der Fall sein sollte (ebd. 102). Eine vollständige Inklusion von Menschen mit Behinderung setzt ein tiefgehendes und weitreichendes Wohlwollen voraus und zudem die Bereitschaft, den eigenen Vorteil oder gar den Vorteil der Gruppe zu opfern. Wenn eine Berücksichtigung der

Interessen der betroffenen Personen erfolgt, dann meist aus Wohltätigkeit und nicht aus Gründen der Gerechtigkeit (ebd. 105). Des Weiteren betont die Autorin, dass es wichtig ist, die Würde von Menschen mit Behinderung zu achten und ein besseres Verständnis der Menschheit und ihrer Vielfalt und eine wechselseitige Achtung zu erlangen. Dies ist auch eine wesentliche Forderung vom Capabilities Approach. Nussbaum plädiert dafür, dass Menschen mit Beeinträchtigungen von Menschen ohne Beeinträchtigungen nicht isoliert leben sollen. Die Individualität zeichnet einen Menschen schließlich aus.

„[...] A central feature of the operation of stigma, especially towards people with impairments and disabilities, is the denial of individuality: the entire encounter with such a person is articulated in terms of the stigmatized trait, and we come to believe that the person with the stigma is not fully or really human” (ebd. 191).

Sowohl Nussbaum als auch Sen betonen die Bedeutung der Individualität einer Person:

„In short, respect for individuality has to be paramount, if the goals inherent in the capabilities approach are to be realized” (ebd. 207)

Manche Fähigkeiten sind wichtig (Fähigkeit zu wählen), andere hingegen trivial (Fähigkeit ohne Helm Motorrad fahren zu können). Nussbaum betont, dass die angeführten Fähigkeiten, die praktische Vernunft und die Kontrolle über die eigene und materielle Umwelt, wichtige Ziele der persönlichen und politischen Entwicklung sind. Der Capabilities Approach betont, dass jede Person einen Zweck hat, sodass nicht die Gruppe, sondern deren Mitglieder die Subjekte der politischen Gerechtigkeit darstellen. Politische Maßnahmen, die die Situation einer Gruppe verbessern, werden, ohne die Situation der Individuen zu verbessern, entschieden abgelehnt (ebd. 216).

Der Capabilities Approach impliziert den Zusammenhang zwischen individuellen Beeinträchtigungen, die als Abweichung von Normalität gesehen werden, und Behinderungen, die als Einschränkungen von Fähigkeiten gesehen werden (ebd. 199). Nussbaum differenziert zwischen den Begriffen Beeinträchtigung und

Behinderung. Unter dem Begriff Beeinträchtigung ist der Verlust einer Körperfunktion zu verstehen („impairment“).

„Impairment, either physical or mental, relates to the loss of some aspect of functioning (Terzi 2005, 213).

Eine Behinderung ist etwas, was man in der Folge einer Beeinträchtigung nicht machen kann („disability“).

„A disability is usually referred to as an individual disadvantage and considered as a further “complexity” in the already complex framework of a just distribution of benefits and burdens” (Terzi 2005, 198).

„[...] disability is conceptualised as a limitation on relevant capabilities. [...] In this sense, disability is evaluated as a vertical inequality“ (Terzi 2005, 43).

Ob nun eine Behinderung aus einer Beeinträchtigung resultiert, hängt vom sozialen und physischen Hintergrund einer Person ab. Je mehr unterschiedliche Möglichkeiten und Hilfen seitens der Umwelt zur Verfügung gestellt werden, desto weniger oft resultiert eine Beeinträchtigung in einer Behinderung. Anzumerken ist hierbei auch, dass die Einstellung von Mitmenschen dazu beiträgt, in welchem Ausmaß Beeinträchtigungen zu einer Behinderung führen (Nussbaum 2006, 214f). Die Folge davon ist die Benachteiligung seinen Mitmenschen gegenüber („handicap“). Die Autorin weist darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen dem Beeinträchtigungs- und Behinderungsbegriff nicht immer eindeutig zu ziehen ist (ebd. 141).

Des Weiteren behandelt der Capabilities Approach drei bedeutsame Fragen, nämlich wie das Verständnis des Behinderungsbegriffs ist und wie man darüber in Verbindung mit dem Denkansatz der menschlichen Vielfalt denkt, welche Relevanz die Faktoren von Behinderung für die Gerechtigkeitstheorie haben und wie Behinderung evaluiert und im Entwurf von angemessenen, inklusiven, sozialen und politischen Maßnahmen berücksichtigt werden kann (Terzi 2005, 198).

Der Capabilities Approach setzt sich auch mit dem Bedürfnis von Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen im Bildungsbereich auseinander. Im englischsprachigen Raum wird von einem Konzept der „special educational needs“ gesprochen. Dieses Konzept hat die Inklusion von Menschen mit Behinderung zum Ziel.

„[...] the concept of special educational needs [...] identifies learners who experience difficulties at any time during their schooling. Further, it recognises disabled learners entitlement to be educated in mainstream schools, providing their needs could be met with additional support, thus opening the way to the idea of inclusion” (Riddell 2002, 6 zit. n. Terzi 2005, 444).

Terzi beschreibt in diesem Zusammenhang zwei wesentliche Merkmale, die das Dilemma der Verschiedenartigkeit deutlich machen. Einerseits, den unterschiedlichen Formen von Behinderungen gerecht zu werden und andererseits, generelle Formen von Unterstützung anzubieten mit dem Risiko, nicht den individuellen Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen gerecht zu werden. Somit werden den behinderten Kindern und Jugendlichen ihre Grenzen und Defizite aufgezeigt und dadurch medizinische Kategorien von Behinderungen und Konzepte von Lernschwierigkeiten gebildet (ebd. 444 ff). Die Autorin fügt an, dass viele Erziehungswissenschaftler bzw. Pädagogen der Meinung sind, dass die Schulen sehr unflexibel sind und dadurch sehr wenig auf die Verschiedenartigkeit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung und deren individuelle Bedürfnisse eingehen. Einige Soziologen sind wiederum der Meinung, dass Behinderung von der Gesellschaft konstruiert wird und ein Produkt aus Barrieren sowie aus exklusiven und repressiven Prozessen ist (ebd. 447f).

„The capability [...] approach is a normative framework for the assessment of poverty, inequality and the design of social institutions“ (ebd. 449).

3.3. Operationalisierung

Lange Zeit wurde die soziale Dimension die menschliche Entwicklung betreffend, nicht berücksichtigt. Bereits 1983 hat Sen die Aspekte von menschlicher Entwicklung näher betrachtet und sich für einen neuen Ansatz der Bewertung ausgesprochen, der nun die soziale Dimension miteinbezieht:

„Perhaps the most important thematic deficiency of traditional development economics is its concentration on national product, aggregate income and total supply of particular goods rather than on “entitlements” of people and the “capabilities” these entitlements generate. Ultimately, the process of economic development has to be concerned with what people can or cannot do” (Sen 1983, 756).

Die bislang vorherrschende Methode zur Messung der Lebensqualität und dem Wohlstand war das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf, sodass auch jene Staaten berücksichtigt wurden, deren Wachstum mit erhöhter Ungleichverteilung und Armut einherging. Hingegen sieht Sen die Entwicklung eines Menschen als einen Prozess an, in welchem die individuellen Freiheiten erweitert werden sollen. Entwicklung soll, so Sen, letztendlich zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen führen. In diesem Zusammenhang werden auch die Fähigkeiten einer Person angeführt, schließlich sind diese maßgebend dafür, was Menschen tun können oder sollen. Auf Grund dessen plädiert Sen dafür, seine Überlegungen die menschliche Entwicklung betreffend in die Bewertung von menschlicher Entwicklung mit ein zu beziehen (Sen 1982, 387).

Folglich stellt der Capabilities Approach von Sen und die damit verbundene Forderung nach Ausweitung der individuellen Befähigung einer Person die Grundlage zur Bemessung des Human Development Index und des Human Poverty Index dar. Diese werden als Messinstrumente für den Wirtschaftsindikator von Ländern dargestellt. Der Human Development Index wurde vom pakistanischen Ökonomen Mahbub ul Haq entwickelt, der eng mit Sen zusammenarbeitete. Dieser nahm einen großen Einfluss auf ul Haq, was auch in der Einleitung des „Human Development Reports“ ausdrücklich erwähnt wird (URL 1).

„The original version [...] remains the great achievement of the creators of the Human Development Reports, Mahbub ul Haq of Pakistan and his close friend and collaborator, Amartya Sen of India. [...] Their concept has guided 20 years of global Human Development Reports” (ebd.).

Ul Haq veröffentlichte 1990 den ersten „Human Development Report“, der das Ziel hatte den Fokus mehr auf die persönlichen Bedürfnisse der Menschen und weniger auf die wirtschaftspolitischen Maßnahmen einzugehen (Anand/Sen 1997, 1f). Der Capabilities Approach diente dieser Forderung als konzeptionelles Rahmenwerk. Sowohl Sen als auch ul Haq hatten im Sinn, einen besseren Indikator, basierend auf die in den Staaten verfügbare Daten für das Bruttoinlandsprodukt zu entwickeln, um das menschliche Wohlbefinden nicht ausschließlich mit dem pro – Kopf – Einkommen zu messen. Somit wendet sich die Bewertung von Entwicklung von der bisherigen Gewichtung auf die Volkswirtschaft ab hin zu einer Methode, die den Menschen selbst fokussiert.

Die Schwierigkeit bei der Operationalisierung des Capabilities Approach war die Auswahl, welche Befähigungen am meisten zu beachten sind. Im Wesentlichen wurden zwei Kriterien im Human Development Report angeführt, die zur Auswahl der zu berücksichtigenden Fähigkeiten herangezogen wurden. Kennzeichen derer ist, dass sie einerseits unverzichtbar für die Entwicklung anderer Fähigkeiten sind und andererseits dass sie weltweit als notwendig angesehen werden müssen, da sie für das menschliche Überleben unverzichtbar sind (Fukuda – Parr 2003, 305f).

Der Human Development Index wird nun als Maß für den materiellen Lebensstandard angesehen, in dem hinaus die Lebenserwartung bei der Geburt und der Bildungsstand, für den als Maß die Alphabethisierungsrate dient, berücksichtigt werden. Diese drei Größen bilden den Human Development Index, dessen Wert zwischen Null und Eins liegt, wobei letzterer der best möglichste Wert ist (URL 5).

Im Gegensatz dazu dient der Human Poverty Index zur Erfassung von Daten von Entwicklungsländern, um die Bedürfnisse der dort lebenden Bevölkerung grafisch und numerisch darstellen zu können. Faktoren wie eine kurze Lebenserwartung, niedrige Alphabethisierungsrate und allgemeine Lebensbedingungen sind maßgeblich für den Human Poverty Index (Kaul e.a. 1999, 52).

3.4. Bedeutung, Ziele und Grenzen

Wie auch in der ICF sind auch die Bedeutung, die Ziele und die Grenzen des Capabilities Approach miteinander verbunden und werden somit zusammengefasst.

Der Capabilities Approach dient der Darstellung und Messung der individuellen und gesellschaftlichen Wohlfahrt, der mit dem Human Development Index bemessen wird. Ziel ist es, den Wohlstand einer Gesellschaft nicht nur mehr, wie es bisher üblich war, mit dem Einkommen zu erfassen (Otto/Ziegler 2010, 10). In Folge dessen steht nunmehr die Frage im Mittelpunkt, so Heinrich (2006, 174f), was der Mensch für ein gutes bzw. erfolgreiches Leben benötigt. Materielle Güter und Ressourcen werden als Mittel und nicht, wie bisher, als Selbstzweck angesehen. Vielmehr treten die Befähigungen, über die ein Individuum haben muss, um sein Leben erfolgreich gestalten zu können, in den Vordergrund. Die zahlreich verfügbaren Handlungsmöglichkeiten eines Einzelnen werden gemessen, um sein Leben mit Erfolg meistern zu können. Beiden Autoren ist es wichtig, dass der Mensch selbstbestimmt lebt. Dies führt zu der Forderung, konkrete Lebensumstände herzustellen bzw. gewissen Fähigkeiten zu erlangen. Auch Menschen mit Behinderung können ein erfülltes Leben führen, für diese und deren Würde ist allerdings ein hohes Maß an Fürsorge erforderlich.

Nussbaum hingegen verfolgt ein anderes Ziel als Sen. Er stellt die vergleichende Messung von Lebensqualität in den Mittelpunkt, Nussbaum hingegen die philosophischen Grundlagen einer Theorie menschlicher Ansprüche.

„ One obvious difference between Sen’s writings and my own is that for some time I have endorsed a special list of the Central Human Capabilities as a focus both for comparative quality – of – life measurement and for the formulation of basic political principles of the sort that can play a role in fundamental constitutional guarantees” (Nussbaum 2006, 57).

3.5. Forschungsbedarf und Kritik

Im Zuge der theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit dem Capabilities Approach stößt man immer wieder auf Autoren, die sich mit diesem Ansatz kritisch auseinandersetzen.

3.5.1. Kritik seitens Robeyns

Robeyns hat sich näher mit der Theorie Rawls' und dem Capabilities Approach von Sen und Nussbaum auseinandergesetzt und stellte fest, dass zwar mit dem Begriff der Verwirklichungschancen ein Vorteilsbegriff formuliert wird, dieser jedoch keine Aussage darüber liefert, wie die Chancen einer Person zu aggregieren sind (Robeyns 2005, 96). Laut Sen ist der Capabilities Approach als Gerechtigkeitstheorie anzusehen, worin der Fähigkeitenbegriff eine zentrale Rolle spielt und einen Vorteilsbegriff anbietet. Doch wenn es um die Gleichstellung der Menschen geht, so Sen, würde der Capabilities Approach nicht für eine Gleichheit von Verwirklichungschancen eintreten, auch wenn die Gleichheit in jeglicher Form in vielen politischen Positionen in Hinblick auf die Frage nach einer gerechten Verteilung eine Rolle gespielt hat (Sen 1996, S. 362f).

3.5.2. Kritik seitens Hayek

Friedrich August von Hayek hält nichts von Sens Forderung nach einer sozialen Gerechtigkeit. Er meint, dass der soziale Gerechtigkeitsbegriff nicht wie bei Sen einen sozialen, sondern einen liberalen Fokus haben sollte und sich somit mehr auf die Einhaltung von Rechten und Gesetzen konzentrieren soll. Des Weiteren sieht er jede Situation als gerecht an, in der es gilt, faire Bedingungen und Gesetze einzuhalten (Reese – Schäfer 2006, 14ff). Sen plädiert im Capabilities Approach für eine Verteilungsgerechtigkeit, Hayek hingegen lehnt diese Idee vollkommen ab, er ist für eine Tauschgerechtigkeit innerhalb eines Staates. Hayeks Forderung ist, dass der Staat die Aufgabe innehaben sollte, die Durchsetzung privatrechtlicher Verträge und den Schutz des Eigentums zu garantieren. Somit verlangt der Autor, dass das wirtschaftliche System so organisiert wird, dass es hauptsächlich einen institutionellen Rahmen benötigt. Nicht das individuelle gesetzestreue Verhalten soll die Forderung eines Gerechtigkeitsverständnisses sein, sondern vielmehr ist eine

Verteilungsgerechtigkeit und damit verbunden eine staatliche Organisation notwendig, die die Verteilungsgrundsätze durchsetzt. Hayek fügt weiter an, dass es eines autoritären Regimes bedarf, welches diese Ideen und Vorstellungen umsetzt. Dies hätte zur Folge, dass die Gesellschaft von einer autoritären Macht kontrolliert wird. Soziale Gerechtigkeit, die auch Sen fordert, kann im Gegensatz dazu allerdings nur in einem zentral gelenkten System verwirklicht werden (Hayek 1981, 97f).

Es muss jedoch angemerkt werden, dass Hayek nicht jegliche Verteilung von Wohltaten und Lasten durch den Marktmechanismus befürworten würde. Eine Verteilung wäre dann ungerecht, wenn diese absichtlich geschehen würde, was jedoch, so fügt der Autor an, in der Marktwirtschaft nicht der Fall ist (ebd. 99ff). Hayek geht es hauptsächlich darum, die Regelgerechtigkeit nicht auf Grund von Ergebnisgerechtigkeit zu erzielen. Er kritisiert, dass eine konkrete Verteilung umgesetzt werden soll, da es ansonst zu einem „*Konflikt zwischen dem Ideal der Freiheit und dem Wunsch, die Verteilung der Einkommen zu korrigieren*“ kommt (Hayek 2005, 318). Der Autor fordert, dass Gerechtigkeit viel mehr jene individuellen Lebensbedingungen, die durch politische Maßnahmen beeinflusst werden können, gleichermaßen gewährleistet (ebd. 128).

3.5.3. Kritik seitens Pogge

Ein weiterer Kritiker Sens ist Thomas Pogge (1998, 163f), der kritisiert, dass sich der Capabilities Approach zu sehr auf die Verteilung von Gerechtigkeit fokussiert, jedoch die Frage auslöst, wie diese erfolgen soll. Sowohl Rawls als auch Sen erachten es als Aufgabe der sozialen Gerechtigkeit als wichtig, dass soziale Institutionen jenen Personen ein möglichst gutes Leben zu ermöglichen, die diese benötigen. Somit wird nur das qualitative und weniger das quantitative Ergebnis einer Verteilung näher betrachtet, so Pogge. Die Art und Weise wie die Verteilung zu Stande kommt, wird von Sen außer Acht gelassen, indem „*die Art der Kausalwirkung von sozialen Institutionen auf die Lebensqualität der von ihr betroffenen Menschen ignoriert*“ (ebd. 164) wird. Sen sollte deshalb in seiner empfängerbezogenen Gerechtigkeitstheorie die Sichtweise auf soziale Institutionen erweitern. Institutionen, so der Autor, stellen nicht nur eine Determinante für die menschliche Lebensqualität dar, sondern sie müssen auch als Instrument menschlichen Handelns angesehen werden. Soziale

Institutionen werden weder in Rawls noch in Sens Theorie beurteilt, die Fragen wie sich gegenseitig Individuen durch soziale Institutionen behandeln wird von beiden Autoren nicht aufgegriffen. Pogge weist jedoch darauf hin, dass genau dieses Verhalten ein entscheidender Faktor für die Charakterisierung einer Gesellschaftsordnung ist (ebd. 164 f).

B) Analytischer Teil

Bevor mit der Textanalyse begonnen werden kann, ist es unerlässlich sich vorab mit dieser theoretisch auseinanderzusetzen, um die einzelnen Analyseschritte nachvollziehen zu können.

4. Wissenssoziologische Diskursanalyse

Das Buch „Wissenssoziologische Diskursanalyse“ von Reiner Keller beschreibt die Art und Weise, wie man gesellschaftliche Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken miteinander vergleichen kann. Somit dient die Wissenssoziologische Diskursanalyse als methodischer Hintergrund, um die ICF und den Capabilities Approach hinsichtlich ihrem Behinderungsverständnis und ihrem Verständnis vom englischen Begriff „functionings“, ihrer Argumentation, und ihrer Anwendung miteinander vergleichen zu können.

4.1. Einführung in die Wissenssoziologische Diskursanalyse³

Die Wissenssoziologie behandelt all jene Fragen, die sich mit der Entstehung, Verbreitung, Verwendung und Bewahrung von Erkenntnis und Wissen beschäftigen. Dies erfolgt innerhalb von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften. Ein zentraler Punkt in der Wissenssoziologie ist, dass Erkenntnis und Wissen durch einen sozialen Kontext geprägt und in diesem verankert sind. Somit sind beide Begriffe, Wissen und Erkenntnis, sozial bedingt.

Maßgebliche Theorien dazu wurden zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts von Karl Mannheim und Max Scheler entwickelt (Keller 2011, 24f). Der Diskursbegriff beinhaltet Anstrengungen und Bedeutungen, welche die symbolische Ordnung zu stabilisieren und dadurch einen verbindlichen Sinnzusammenhang bzw. eine Ordnung des Wissens in sozialen Kollektiven zu institutionalisieren versuchen (ebd. 12). Im deutschsprachigen Raum hat sich seit etwa 1995, sowohl in den Sprach-,

³ Die Überschriften werden wörtlich zitiert, da die ursprüngliche Bedeutung erhalten bleiben soll.

Politik- und Geschichtswissenschaften als auch in der Soziologie und ihren Nachbardisziplinen eine vernetzte Szene der empirischen Diskursforschung entwickelt. Der interdisziplinäre Diskurs ermöglicht eine Weiterentwicklung der verschiedenen Diskurstheorien in der Forschung, sodass dadurch die Institutionalisierung gestärkt wird. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse ist ein sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm, das von Reiner Keller, Soziologieprofessor an der Universität Koblenz – Landau [Anm. C. R.], entwickelt wurde (ebd. 18).

Präziser beschrieben handelt es bei der Wissenssoziologischen Diskursanalyse, so der Autor, *„um die Erforschung der Prozesse der sozialen Konstruktion von Deutungs- und Handlungsstrukturen auf der Ebene der Institutionen, Organisationen bzw. kollektiven Akteure und um die Untersuchung der gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse“* (ebd. 12).

Diese Methode beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen dem Zeichengebrauch als soziale Praxis und der Transformation bzw. Produktion und Reproduktion von gesellschaftlichen Wissensordnungen. Laut Keller ist die Wissenssoziologische Diskursanalyse eine theoretisch fundierte Forschungsperspektive innerhalb der Soziologie, die sich auf als Diskurse begriffene Forschungsgegenstände bezieht. Ferner ist das Konzept der Wissenssoziologischen Diskursanalyse auch ein Verbindungsglied zwischen den struktur- und handlungstheoretischen Traditionen der Wissenssoziologie. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse kann mit einigen bedeutenden Wissenschaftlern und Philosophen wie etwa Michel Foucault und seinem Werk *„Die Ordnung der Dinge“* aus dem Jahre 1966 in Verbindung gebracht werden. In Anschluss daran sind zahlreiche diskursanalytische Ansätze entstanden (ebd. 13). Keller betont, dass an zentraler Stelle die Wissenssoziologische Diskursanalyse an die Methodologien der beiden deutschen Soziologen Peter Berger und Thoma Luckmann anschließt. In ihrem in Mitte der 1960er Jahre erschienenen Werk *„Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“* plädieren beide für einen Neuanfang in der Wissenssoziologie. Wichtig hierbei ist, dass untersucht werden soll wie Wissen sich entwickelt, vermittelt und bewahrt wird. Ihr Werk ist eines der meist gelesenen und meist zitierten sozialwissenschaftlichen Publikationen. Bedeutend in diesem Zusammenhang ist, dass sich in der Fortführung von Berger und Luckmann die

hermeneutische Wissenssoziologie, zu der auch die Wissenssoziologische Diskursanalyse hinzuzuzählen ist, entwickelt hat (ebd. 40f). Die Wissenssoziologische Diskursanalyse nach Reiner Keller verbindet nun die Theorien von Berger/Luckmann und Foucault. Die diskursive Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit wird unter jener Perspektive untersucht, die sich bei Berger und Luckmann vermehrt auf die Individuen und ihre Lebenswelten fokussierte, als auch bei Foucault, der das Wirken der Diskurse oftmals ohne den Bezug zu den Akteuren untersucht hat.

Die Leistung der Wissenssoziologischen Diskursforschung, liegt so der Autor (ebd. 17f), in folgenden Punkten:

- Ziel der Wissenssoziologischen Diskursanalyse ist es, Diskurse soziohistorisch zu rekonstruieren, um deren Verläufe besser verstehen und auf der Grundlage der bisher gewonnen Erkenntnisse erklären zu können.
- Es geht darum, sowohl Entwicklungen im Prozess von institutioneller Wirklichkeitsbestimmung nachzuzeichnen als auch um die Aufklärung von bestehenden und verworfenen Alternativen und Interessen, Handlungsressourcen und Strategien von Akteuren, die in den genannten Prozessen agieren.
- Die Wissenssoziologische Diskursanalyse entwickelt gültige theoretische Kategorien und Hypothesen über typisierbare Mechanismen und Formen von Diskursen.
- Sie untersucht nicht nur einzelne Diskursverläufe, sondern auch die Herausbildung von Diskursformationen und die Prozesse der soziohistorischen Transformation.
- Die Wissenssoziologische Diskursanalyse untersucht Formen, das Ausmaß und die Folgen von gesellschaftlichen Definitionsverhältnissen und Wissenspolitiken.
- Sie kann somit als ein klassisches Programm gesellschaftlicher Selbstbeobachtung und Selbstaufklärung angesehen werden.

4.2. Etappen der Wissenssoziologie

Der Soziologe Robert Morton stellte in seinem 1949 erschienen Buch über wissenschaftssoziologische Perspektiven fünf zentrale Fragen, die Autoren wie etwa Karl Marx, Emile Durkheim und Karl Mannheim zu beantworten versuchten.

Jene Fragen, die Morton als besonders wichtig erachtet, sind laut Keller (ebd. 24) folgende:

- Wo wird die existenzielle Basis der geistigen Produktion angesiedelt?
- Welche geistigen Produktionen werden soziologisch analysiert?
- Wie werden geistige Produktionen auf die existenzielle Grundlage bezogen?
- Warum besteht dieser Bezug?
- Wann kommen die angenommenen Beziehungen zwischen existenzieller Grundlage und Wissen ins Spiel?

Diese Fragen, so Mannheim, sind Fragen der Standortgebundenheit des Wissens bzw. der Nachweis, dass Wissen sozial bedingt ist. Nicht nur Mannheim, auch Scheler, hat die Konzeption der Wissenssoziologie und den damit verbundenen Wissensbegriff stark geprägt. Die Ideenlehre von Karl Marx und Friedrich Engels bildet die materialistische Wende in der Entwicklung soziologischer Zugänge zum Wissen.

Den Ausgangspunkt der Wissenssoziologie, so Keller, ist ein Zitat aus dem Vorwort „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ von Marx:

„Es ist nicht das Bewußtsein [sic] der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein [sic] bestimmt“ (Marx 1971, 9 zit. n. Keller 2011, 27).

Bedeutend für die Entwicklung der Wissenssoziologie in diesem Zusammenhang sind die Überlegungen zum Bewusstsein und zur Praxisbezogenheit von Marx und Engels. Wenn die vorherrschenden Ideen innerhalb einer Gesellschaft die Ideen jener Menschen sind, die darin herrschen, so entsteht ein falsches Bewusstsein, das die gesellschaftlichen Ausbeutungsverhältnisse unerkannt lässt. Max Scheler, Emile Durkheim und Karl Mannheim, die Gründungsväter der empirischen Wissenssoziologie, versuchen, auf die aufgeworfenen Fragen von Marx und Engels

in Zusammenhang mit Gesellschaft und Wissen Antworten zu geben. An den Gedanken anschließend generalisiert Mannheim die Theorie von Marx (ebd. 28ff). Wissen ist für diesen, anders als für Marx, ein kooperativer Gruppenprozess und baut sich, abhängig von sozialen und räumlichen Bedingungen, unterschiedlich auf. Mannheim stellt zentrale Überlegungen zur empirischen Vorgehensweise der Wissenssoziologie an, die bis heute die qualitative Sozialforschung geprägt haben (ebd. 31f). Emile Durkheim hingegen meint, so Keller, dass die Gesellschaft durch eine Spezialisierung und auch spezialisiertes Wissen bedroht ist und demnach zerfallen wird. Für Durkheim ist die Sprache im Alltagsleben unverzichtbar, er sieht die Wissenschaft als eine Weiterführung bzw. Vollkommenheit der Religion an, an deren Wahrheitsgehalt und Autorität wir glauben (ebd. 34f).

Laut Keller (ebd. 37ff) findet bereits in den 1960er Jahren eine Akzentverschiebung in der Wissenssoziologie statt. Es geht nicht mehr um die soziale Bedingtheit von Wissen, vielmehr beschäftigt sich die Soziologie mit der sozialen Herstellung von Wissen, sodass in diesem Zusammenhang häufig vom Begriff des Konstruktivismus gesprochen wird. Die beiden deutschen Soziologen Berger und Luckmann überdenken sogar den Wissensbegriff an sich: nicht nur Ideen, Ideologien, Weltanschauungen oder Klassifikationssysteme, sondern auch der Begriff der Wahrnehmung wird an dieser Stelle bedeutend. Auch das naturwissenschaftliche Wissen wird nun Gegenstand der wissenssoziologischen Analyse. In dieser Theorie gilt Wissen als alles, was wichtig ist, Sinn macht oder sinnvoll interpretiert werden kann, wie beispielsweise Handlungs- und Deutungsmuster, Normen und Regeln, Sprache, Klassifikationen, Institutionen, Gefühle und Routine- bzw. Referenzwissen. Der Wissensvorrat wird keineswegs als komplex angesehen, nicht jedes Individuum verfügt über dasselbe Wissen, dann es gibt Experten und Laien (40f). Berger und Luckmann gehen von einem gesellschaftlichen Wissensvorrat aus, der historisch vorgegeben und sozial auferlegt ist, so der Autor, aus. Aus diesem Wissenspool entscheidet eine Person, welche Art von Wissen in einer bestimmten Situation unerlässlich ist und versucht die damit verbundenen Handlungen zu verfestigen indem diese immer wieder wiederholt. Der subjektive Wissensvorrat ist somit individuell angeeignet und relevant (ebd. 43ff). Ferner bildet der Gebrauch einer gemeinsamen Sprache den Grundmodus einer permanenten Konstitution von Wirklichkeit (ebd. 47).

Bourdieu, ein französischer Soziologe, proklamiert einen Zusammenhang der Positionen von Marx, Durkheim und Mannheim. Die Wissensaneignung ist individuell und von der sozialen Positionierung und den persönlichen Erfahrungen abhängig. Bourdieu spricht auch vom Modell des Habitus, der sich aus den miteinander verknüpften Kapitalstrukturen und Klassenlagen ergibt und im Wesentlichen die individuelle Handlungs- und Sprachpraxis und damit auch die (Re-)Produktion symbolischer Ordnungen strukturiert (ebd. 49ff).

4.3. Sprachgebrauch und Wissen

In der letzten Etappe der wissenssoziologischen Traditionen, die in den 1960er Jahren stattfand, gab es den „cultural turn“, der sich rückblickend *„in einem weit ausholenden Rückblick auf die Traditionen der soziologischen Sinnstiftungen“* bezieht (ebd. 62). In Anlehnung an Berger und Luckmann wurde ab Mitte der 1970er Jahre von der kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit und des Wissens gesprochen. Diese wissenssoziologische Wende in der allgemeinen Soziologie behandelt die Analyse des Wissens in Zusammenhang mit den Kommunikationsprozessen und dem Sprachgebrauch. Das Verständnis von Kultur wird als Werkzeug angesehen, dessen sich soziale Akteure bedienen.

In jüngerer Zeit wird in den Sozialwissenschaften an Stelle von einem „cultural turn“ zunehmend von einem „practical turn“ gesprochen. Diese Entwicklung vernachlässigt keineswegs kulturalistische bzw. wissenssoziologische Perspektiven, aber es kommt auf einer anderen Ebene zu einer Hinwendung zu Praktiken des Handlungsvollzugs, indem sich das Interesse der Soziologie an der Erzeugung und Regulierung von Signifikationsprozessen und Handlungsweisen verschränkt (ebd. 61f).

Keller (ebd. 65f) sieht Luhmann als einen Vertreter der systemtheoretischen Wissenssoziologie an. Dieser meint, dass Wissen bedeutungslos ist, da es nur eine Abbildung der Wirklichkeit sei und daher das Problem der Selbstreflexivität hat. Luhmann sieht Wissenschaft als eine gesellschaftliche Beobachtung von Kommunikation an, die entweder als wahr oder als falsch zu beurteilen ist. Der Kommunikationsbegriff impliziert demnach empirisch beobachtende Operationen, die einerseits Unterscheidungen und andererseits Bezeichnungen prozessieren. Der Begriff des Wissens resultiert somit aus der Kommunikation. Seine Theorie liefert

Phänomenbeschreibungen, die korrigiert werden können. Somit stellt sich für Keller die Frage, ob diese als Wissen bezeichnet werden können. Die kommunikative Wende der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie geht mit der hermeneutischen Wissenssoziologie einher. Diese sieht sich als Weiterführung der Tradition von Berger und Luckmann und interessiert sich im deutschsprachigen Raum für die Rekonstruktion von Deutungs- und Handlungsmustern von Akteuren und deren Lebenswelt. Diese suchen sich aus dem kollektiven Wissensvorrat das für sie erforderliche Wissen aus, das sehr nahe am gesellschaftlichen Konsens liegt. Die gesellschaftliche Wirklichkeit wird so immer neu ausgelegt und kann somit als permanenter Prozess gesehen werden (ebd. 68ff). Auch Schütz, so Keller (ebd. 71), betont die kommunikative Erzeugung und Vermittlung von gesellschaftlichen Wissensvorräten, er sieht die alltägliche Lebenswelt als eine gemeinsame kommunikative Umwelt bzw. Lebenswelt an.

Der symbolische Interaktionismus hingegen, der auch zahlreiche Affinitäten zu der wissenssoziologischen Theorie von Berger und Luckmann aufzeigt, weist auf die Bedeutung des symbolischen Gehalts aller Zeichenformen und den symbolvermittelnden Charakter von Interaktionen hin. Menschen weisen materiellen und immateriellen Dingen Bedeutung zu, entwickeln Handlungs- und Deutungsmuster und konstruieren somit ihre eigene Welt, die Bedeutungen sozial objektiviert und in der Interaktion mit anderen entstanden.

Joseph Gusfield (ebd. 76ff) beschäftigt sich mit der Kultur und Struktur öffentlicher Probleme. Er entwickelt sowohl für die Wissenschaft und das Recht als auch für das Verhältnis von öffentlichen Diskursen und individuelle Handlungsweisen Analysen von der sozialen Konstruktion gesellschaftlicher Vorstellungen, ohne dabei den Diskursbegriff zu verwenden. Gusfield spricht vielmehr von der „culture of public problems“. Ferner beschäftigt er sich auch in Form der soziologischen Analyse mit der Definition von Institutionen und Akteuren, deren Legitimitätszuschreibungen, Einfluss- und Definitionschancen verschieden verteilt und Verschiebungen auf zeitlicher Ebene unterworfen sind.

Der Kern des Konzeptes der Wissensgesellschaft beinhaltet den Strukturwandel von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsproduktion bzw. hin zu einer Wissensproduktion und Wissensvermarktung. Dies bringt auch sozio – kulturelle

Veränderungen mit sich. Es geht hierbei um die Verwendung wissenschaftlichen Wissens in verschiedenen Handlungsfeldern, ohne ausdrücklich auf dessen Bedeutung in den einzelnen Traditionen der Wissenssoziologie hinzuweisen (ebd. 88 f.) In gegenwärtigen Diskussionen über die Wissensgesellschaft spielen jedoch Fragen nach Strukturprinzipien und sozial – wissenschaftlichen Wissensbeständen in öffentlichen Diskursen keine Rolle. Bedeutend sind die Produktionsweisen und wirtschaftlichen Nutzungsformen von naturwissenschaftlichem und technischem Wissen sowie die Verwertungsprozesse von Symbolproduktionen und Informationen. Zusammenfassend kann angemerkt werden, dass die einzelnen Ansätze der Wissenssoziologie nicht eine Ersetzung, sondern vielmehr eine Weiterführung oder Akzentuierung der jeweils vorhergehenden sind. Mit anderen Worten, die verschiedenen wissenssoziologischen Ansätze können bis heute nebeneinander bearbeitet werden. Problematisch für die Wissenssoziologie ist nicht die Breite ihrer pragmatischen Wissensbegriffe und Orientierungen, sondern vielmehr, dass sie keine eindeutig abgrenzbare Teildisziplin ist. Keller schlägt vor, dass die bisher erläuterten Ansätze, die die Begriffe der sozialen oder kommunikativen Konstruktion des Wissens behandeln, durch den Begriff der diskursiven Wissenskonstruktion abgelöst werden. Mit diesem Konzept sind keineswegs alle, jedoch aber sehr spezifische Strukturierungen von Kommunikationsprozessen gemeint (ebd. 93ff).

„Die Diskursperspektive führt also eine Strukturierungshypothese [...] ein, entlang derer gesellschaftliche Wissensflüsse in institutionellen Feldern der Gesellschaft in ihrer zeitlich – räumlichen Genese, ihrer Fixierung und ihrem Wandel rekonstruiert und erklärt werden können.“ (ebd. 95).

Die wissenssoziologische Diskursanalyse erlaubt, so Keller (ebd. 96), einen spezifischen empirischen Zugang zu Phänomenen, die von den Zeitdiagnosen der Wissensgesellschaft behandelt werden.

Der Leitbegriff in der Wissensanalyse schlechthin, ist der des Diskurses. Im angelsächsischen Raum als einfaches Gespräch bzw. als Unterhaltung zweier Personen verstanden, im romanischen Raum hingegen als geläufige Bezeichnung für Vortrag, Rede, Abhandlung oder Predigt. Seit nun mehr einigen Jahren taucht der Diskursbegriff auf, um ein öffentliches Thema, eine spezifische Argumentationskette oder die Position oder Äußerung eines Politikers oder dergleichen zu bezeichnen.

Die Geschichte des Diskursbegriffes zeigt, dass dessen Sprachwurzeln in den lateinischen Wörtern „discurrere“ bzw. „discursus“ liegen, die ein orientierungsloses Umherirren oder Umherlaufen bezeichnen (ebd. 97).

„Im Unterschied zur offenen Atmosphäre eines Gesprächs erscheint der Diskurs in seiner ursprünglichen Bedeutung zunächst als eine nicht zu ertragende, monologisierende weit ausschweifende Redefolge, bei der die Wortführer selbst zwischenzeitlich offenbar die Orientierung darüber verlieren, was sie eigentlich hatten sagen wollen. Die Teilnehmer kommen nach langem Herumirren aus dem Wald heraus, als solche, die viel reden, aber nichts sagen“ (Nennen 2000, 7 zit. n. Keller 2011, 99).

In der italienischen Renaissance war der Begriff des Diskurses einerseits ein Synonym für eine öffentliche, mündliche, institutionelle oder akademische Rede, andererseits ein Synonym für eine schriftliche, wissenschaftliche Abhandlung. Jean Jacques Rousseau formuliert eine Kritik an dem Diskursbegriff, indem er ihn als synonymen Begriff für eine „schöngestige“ Rede einsetzt, die die Bedürfnisse der Menschen verschleiert. Charles Pierce and George Mead verwenden den Begriff „universe of discourse“, der den Zusammenhang von Sprachgemeinschaften und Sinnhorizonten bezeichnet. Keller fügt hier an, dass die zuletzt genannte Begriffsverwendung der heutigen sehr ähnlich ist (ebd. 101).

Unter dem Diskursbegriff des französischen Strukturalismus in den 1960er Jahren versteht man Diskurse als objektive, abstrakte Regelstrukturen. Im Poststrukturalismus hingegen richtete man den Blick mehr auf die Wechselwirkung zwischen dem konkreten Sprach- und Zeichengebrauch und den objektiven, abstrakten Ordnungen (ebd. 103). Eine Vielzahl an, vom Strukturalismus geprägten, Wissenschaftler versuchten stärker auf die praktische Gebrauchsweise der Symbolsysteme einzugehen. Sie modifizierten ihre Theorieentwürfe oder verabschiedeten sich gar von ihnen und entwickelten Positionen, die heute als Poststrukturalismus bezeichnet werden (ebd. 107). In diesem Kontext entwickelte Michel Foucault seine Diskurstheorie.

Heutzutage finden sich diskursorientierte Analyse- und Theorieperspektiven in vielen disziplinären Kontexten, sodass sich die jeweilige Bestimmung des Diskursbegriffes

nach den disziplinspezifischen Forschungsinteressen richtet. Diskursanalysen und Diskurstheorien werden meistens als qualitative, hermeneutisch – interpretative Perspektiven verstanden (ebd. 109). Der Begriff der Diskursanalyse ist ein Sammelbegriff für unterschiedliche Ansätze der linguistisch fundierten Diskursforschung, die sich aus einem Zusammenspiel von linguistischer Pragmatik, sprachwissenschaftlicher Kommunikationsforschung, Ethnografie von Kommunikation und ethnomethodologischen Konversationsanalyse entwickelt haben. In den Sozialwissenschaften interessiert sich die Diskursanalyse vor allem für situationsübergreifende Ordnungen von Sinnprodukten, speziell im deutschsprachigen Raum spricht man von einer qualitativen Sprachgebrauchsforschung oder einer empirischen Gesprächsforschung. Zentrale Fragen behandeln hierbei die Funktionsweise, den Grund und den Zeitpunkt vom Sprachgebrauch und verfügt über exakte Methoden der Text- und Sprachanalyse (ebd. 112ff).

Im Gegensatz zur Diskursanalyse beschäftigt sich die Diskurstheorie hingegen mit der Meso- und Makroebene des Sprachgebrauchs. Abgesehen von der Diskursanalyse und jenen Vorgehensweisen, die sprachwissenschaftlich akzentuiert sind, scheint die Auseinandersetzung mit dem Diskursbegriff sehr zögerlich zu verlaufen. Keller fügt jedoch an, dass diese Einschätzung möglicherweise nur die Geschichtsforschung im deutschsprachigen Raum betrifft, da im angelsächsischen Raum es sehr wohl viele diskurstheoretische Forschungen gab. Im deutschsprachigen Raum werden in der Soziologie die diskurstheoretischen Ansätze sehr zögerlich besprochen. Meist geschieht dies in Verbindung mit dem Diskursbegriff nach Foucault. Hier setzt auch die Forderung nach einer wissenssoziologischen Diskursanalyse ein. Diese ist sehr wohl in der Wissenssoziologie verankert, nutzt deren Methodenentwicklung und erweitert darüber hinaus noch ihre Forschungsperspektiven (ebd. 120ff).

Michel Foucault hat in den unterschiedlichen Etappen seines Werkes eine Vielzahl an theoretischen und methodologischen Vorschlägen zur Diskurstheorie vorgelegt und diese in Materialanalysen und Verflechtungen von Praktiken und Diskursen anschaulich illustriert. Er lenkt das Diskursverständnis auf wissenschaftliche Disziplinen wie Psychologie, Philosophie, Religion, Geisteswissenschaften, Recht und Medizin, die er als Institutionen ansieht. Dort entstehen Diskurse, dort sind sie verankert, werden reproduziert und transformiert. In der deutschsprachigen

Soziologie sind aber die Arbeiten Foucault's lange Zeit mit Argwohn betrachtet worden, da sie von den geläufigen Theorie- und Forschungsprogrammen der deutschen Soziologie abweichen (ebd. 122ff). Des Weiteren sieht Foucault seine Forschungsgegenstände nicht als Gegebenheiten an, sondern betrachtet sie vielmehr als historisch kontingente Erscheinungen, deren Existenz von verschiedenen Wissens- und Praxisformationen abhängig ist. Die Sprachverwendung ist für Foucault ein Akt der Wirklichkeitskonstruktion, die durch institutionell stabilisierte Ordnungen und Regeln der Diskurse geformt werden.

Ferner geht es ihm auch um die regelmäßige Verwendung des Sprachgebrauchs in diskursiven Ereignissen, um Strukturen als Ebenen von Wissen- und Machtverhältnissen und als historisches Ereignis von Phänomenen. Mit seinem Konzept der Verknüpfung von Wissen und Macht geht er davon aus, dass Wissen keine Ressource, sondern eine Form der Macht ist (ebd. 126ff). Foucaults Diskurskonstruktivismus findet ohne Akteure statt, Äußerungen und Handlungsweisen führt er nicht auf die Intentionalität erzeugender Subjekte zurück.

Gegen Ende der 1960er Jahre war die archäologische Phase der Foucault'schen Arbeiten. Hierbei bemüht er sich um eine Systematisierung der von ihm angewandten diskursanalytischen Vorgehensweisen. Gleichzeitig zeigt er auch sein Interesse für historische Praktiken auf. Diskursanalyse als eine Archäologie des Wissens sieht er als eine ergänzende Alternative an, wobei er darauf hinweist, dass der Diskurs nicht als Dokument, sondern als Monument verstanden wird. Für ihn sind nicht die Autoren dieser Monumente bedeutend, viel wichtiger erscheint ihm, dass die untersuchten Schriften als gegebene Ordnungen angesehen werden (ebd. 131ff).

In Auseinandersetzung mit der Theorie Foucault's wird deutlich, dass sein Diskurskonzept für die soziologische Forschung und seine Interessen in mancher Hinsicht unbefriedigend bleibt. Die Mängel beziehen sich einerseits auf die theoretische Formulierung der Verbindung von Diskurs und diskursiven Ereignissen, andererseits betreffen sie die von Foucault vorgenommene Relationalisierung von sozialen Akteuren und Diskursen zueinander. Nachfolgend geht es darum, welche Aus- und Umarbeiten das Programm von Foucault in der Entwicklung von diskurstheoretischen Ansätzen erfahren hat (ebd. 149ff). Die Weiterführungen seiner

Diskurstheorie und die neuen diskurstheoretischen Entwicklungen richten sich auf der einen Seite auf das Verhältnis zwischen Diskurstheorien und diskursiven Ereignissen und auf der anderen Seite auf die Fragen nach der Stellung von sozialen Akteuren und Subjekten. Die Ansätze der kritischen Diskursforschung behandeln, vor einem sprachwissenschaftlichen Hintergrund, die Heranführung der Diskurstheorie an empirische Untersuchungen von diskursiven Ereignissen. Sie analysiert Praktiken und Handlungsweisen und verschiebt den Anspruch von der Sprachforschung hin zu einem Anspruch der allgemeinen Sozialforschung (ebd. 153).

Die postmarxistische Diskurstheorie bezeichnet, im politikwissenschaftlichen Kontext, die Gesellschaft als Signifikationsprozess und setzt sich damit auseinander, wie soziale Identitäten von Diskursen konstituiert werden sowie welche Artikulationsformen sozialen Akteuren zugeschrieben können. Diskurse werden hier als politische Systeme von Praktiken angesehen, die die Identität von Subjekten und Objekten formen. Anzumerken ist hier, dass die Systeme deshalb politisch sind, da deren Formation ein Akt der Institutionalisierung ist (ebd. 161).

Die Cultural Studies sind nach Keller der stärkste „soziologisierte“ Ansatz der diskurstheoretischen Tradition und sind kein Theorie- oder Forschungskonzept, das in einzelne Disziplinen eingebettet ist, sondern können als eigene wissenschaftliche Disziplin gesehen werden, die sich mit dem Kulturbegriff näher auseinandersetzt (ebd. 166). Der Begriff Kultur wird als konflikthafte Feld von Auseinandersetzungen um Bedeutungen gesehen, wobei sich hier Kultur auf Kämpfe von Deutungsmächten und auf die kulturelle Prozessierung von Ungleichheiten bezieht. Die Cultural Studies verbinden zudem die Überlegungen Foucaults mit akteurs- und handlungstheoretischen Perspektiven der Sozialwissenschaften (ebd. 169). Die einzelnen Paradigmen ergeben zusammen ein breites Spektrum an gegenwärtigen Gebrauchweisen vom Diskursbegriff. Keller fügt hinzu:

„Die diskutierten Ansätze bewegen sich in unterschiedlichen disziplinären Feldern. Sie unterscheiden sich deswegen sowohl in ihren Fragestellungen wie auch in den Methoden. [...] Kritische Diskursforschung und auch große Teile der [...] Diskursperspektive konzentrieren sich auf sprachwissenschaftliche Fragestellungen und setzen diese methodischen Vorgehensweisen um, die von der [...] Feinanalyse

kleiner Spracheinheiten bis zur Frage nach statistischen Korrelationen innerhalb umfangreicher Datensammlungen reichen“ (ebd.175).

Die eben vorgestellten Perspektiven zeichnen sich durch folgende Gemeinsamkeiten aus:

- Sie beschäftigen sich sowohl mit dem Sprach- als auch mit dem Zeichengebrauch in gesellschaftlichen Praktiken.
- Sie betonen, dass die Bedeutung von Phänomenen sozial konstruiert ist und diese somit in ihrer gesellschaftlichen Realität formiert werden.
- Sie alle haben die Annahme, dass der Gebrauch von symbolischen Ordnungen Regeln des Deutens und Handels unterliegen, die analysiert werden können.
- Sie stellen fest, dass einzelne kommunikative Ereignisse als Realisierungen einer Diskursstruktur verstanden werden (ebd. 174f).

4.4. Grundlagen

Im ersten Schritt wird das Programm einer Analyse der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit vorgestellt. Die Forschungslücken der hermeneutischen bzw. sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie können möglicherweise durch das Diskurskonzept überwunden werden (ebd. 179). Unter dem Begriff der hermeneutischen Wissenssoziologie versteht man alle Untersuchungsperspektiven nach Berger und Luckmann, die vor allem die Prozesshaftigkeit der Wissensflüsse und die institutionelle Seite im Blick haben. Der Diskursbegriff als solcher wird jedoch von keinem der beiden Autoren erwähnt (ebd. 184). In diesem Zusammenhang schreibt Keller (ebd. 185) folgendes:

„Summa summarum geht es in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse darum, die diskutierten Defizite durch eine Akzentverschiebung von der Konzentration auf die Wissensbestände und Deutungsleistungen individueller Akteure des Alltags hin zu Analyse von diskursiven Prozessen, der Erzeugung, Zirkulation und Manifestation kollektiver Wissensvorräte anzugleichen. Sie betont in diesem Sinne [...] die Kompatibilität der pragmatischen Tradition des Symbolischen Interaktionismus mit der sozialkonstruktivistischen hermeneutischen Wissenssoziologie und knüpft [...] an

beide an, um sie mit einigen Überlegungen Foucaults zur Diskursperspektive zu verbinden.“

Die Diskursperspektive, die nun in die hermeneutische Wissenssoziologie mit eingebaut wurde, stützt sich auf die Formulierungen über die kollektiven Wissensvorräte von Berger und Luckmann. Der Gedanke der kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit wird an jenen der diskursiven Konstruktion angeknüpft, wodurch der Untersuchungsgegenstand der Wissenssoziologischen Diskursanalyse bestimmt wird. Hierbei werden institutionelle und handlungspraktische Strukturierungen von gesellschaftlichen Wissenspolitiken zum Inhalt der erweiterten Hermeneutischen Wissenssoziologie. Die Foucault'sche Diskurstheorie und ihre Weiterführungen liefern hier Anregungen und Vorschläge für die Ausarbeitung eines erweiterten Begriffsvermögens, worunter die Untersuchung der Sprache und die Strukturierung der Analyse von Praktiken und von gesellschaftlichen Handlungsfeldern zu zählen sind. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Theorie- und Forschungsprogramm bedeutet auf der Ebene der theoretischen Grundlegung die Vermittlung von Annahmen der Diskurstheorie von Michel Foucault in Verbindung mit der Tradition der handlungsorientierten Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann. Hierbei wird die empirische Diskursforschung, insbesondere die qualitativen Sozialforschung, mit der dortigen Methodenentwicklung verknüpft und unter dem Dachbegriff der „Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“ versammelt. Der Diskursbegriff ist demnach so zu fassen, dass verschiedene Ebenen diskursiver Felder unterschieden werden können. Hierbei geht es vor allem darum, die Perspektive Foucaults auf institutionelle Spezialkurse mit den Interessen des Symbolischen Interaktionismus zu verbinden. Die Forschungsperspektive der diskursiven Konstruktion der Wirklichkeit fokussiert in spezieller Weise jene Kommunikationsprozesse, die als Diskurse begriffen werden. Die diskursive Konstruktion von Diskursen bezieht sich auf soziale Strukturierungsprozesse, d.h. sie fragt nach den diskursiven Formationen der Praktiken des Sprachgebrauchs.

Nach Keller gibt es zwei Vorteile, die für die Verankerung der Diskursanalyse in der Wissenssoziologie sprechen. Die hermeneutische Wissenssoziologie selbst eröffnet neue Gegenstände und Fragestellungen und sie versteht sich als Vorschlag, grundlegende Potentiale der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie zu entfalten (ebd. 188ff). Die Wissenssoziologische Diskursanalyse ist als

sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm anzusehen. Diskurse werden hier als analytisches Kollektiv von Praktiken und Verläufen der Bedeutungszuschreibung gesehen, die nach demselben Prinzip strukturiert werden und sind sowohl raum – zeitliche und auch strukturierte Prozesse. Die Ziele der Wissenssoziologischen Diskursanalyse sind laut Keller folgende:

- Sie rekonstruiert sozial konstruierte Prozesse, Vermittlung und Zirkulation von Deutungs- und Handlungsweisen auf einer Ebene von institutionellen Organisationen, Feldern, sozialen Kollektiven und Akteuren.
- Sie untersucht im Anschluss daran die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse.
- Sie zielt auf die Konsequenzen und Objektivierungen von Diskursen ab, die in Gestalt von sozialen Praktiken, Kommunikationsprozessen, Subjektpositionen und Artefakten auftreten.

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse fragt nach Strukturierungen von symbolischen Ordnungen und nach sozialen Konventionalisierungen. Ferner analysiert sie die Regeln der Deutungspraxis und interessiert sich für die Rolle der beteiligten Akteure. Den Zusammenhang zwischen einzelnen Aussagen und dem Gesamtdiskurs formuliert sie als Aktualisierung, Transformation oder Reproduktion einer Diskursstruktur. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse beschäftigt sich auch mit Praktiken und Prozessen der Produktion und Zirkulation von Wissen auf Gesellschaftsebene. Der Forschungsgegenstand ist somit die Produktion und Transformation von gesellschaftlichen Wissensverhältnissen durch Wissenspolitiken. Mit anderen Worten, soziale Akteure streben nach der Legitimität und Anerkennung ihrer Deutungen als Faktum. Die soziohistorisch orientierte Diskursanalyse sieht als ihr Ziel sowohl die Aufklärung von bestehenden und verworfenen Alternativen als auch Interessen, Strategien und Handlungsressourcen der beteiligten Akteure (ebd. 192f).

Keller versucht die wissenssoziologische Grundlegung der Diskursperspektive darzustellen, indem er sprach- und zeichentheoretischen Grundlagen der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie diskutiert. Der Autor prüft hierbei, in wie weit der Zeichengebrauch als soziale Praxis im Diskursuniversum von der Wissenssoziologie gesehen wird. Das wichtigste Beispiel eines Zeichensystems ist

die Sprache, wobei die Zugangschancen zu dieser ungleich verteilt sind und es somit eine unterschiedliche bzw. ungleiche Verteilung an Wissen gibt. Ein Sprachsystem, so Keller, ist ein System von Typisierungen, das aus Interaktionen entsteht und einen zunehmenden Anonymisierungsgrad erreichen kann (ebd. 201 ff). Des Weiteren geht es um den Zusammenhang von einzelnen Diskursereignissen bzw. um jene materiale Gestalt von Äußerungen, in der ein Diskurs erscheint, sowie um übergreifende Diskursstrukturen, wobei die Wissenssoziologie hier bislang unzureichende Vorschläge vorgelegt hat, die einer Ergänzung bedürfen. Somit entsteht die Struktur aus einer Handlung und aus dieser wiederum im Prozess der Strukturierung die Handlung. Ohne ein Aussageereignis gibt es keine Diskurse, ohne Diskurse wiederum können Aussageereignisse nicht typisiert, verstanden und interpretiert werden (ebd. 205). Das Verhältnis von diskursiven Ereignis und Diskurs ist gleich dem Verhältnis von Struktur und Strukturierung einzelner Handlungen.

Keller sieht Akteure als Adressaten oder Subjekte an, die in ihrer diskursiven Praxis in Form von Diskursen verfügbare Ressourcen und Regeln der Deutungsproduktion aufgreifen oder als Adressaten darauf reagieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse behauptet somit, dass die Bestimmung von Diskursen als Praktiken ein Akteurkonzept braucht. Foucault hingegen meint, dass der Akteur oder das Subjekt immer das ausmacht, was in historischen Wissensformationen gedacht oder praktisch erzeugt wird. Die Identität eines Individuums ist keine Eigenleistung, sondern stammt aus Diskursen und Praktiken, die sich miteinander verbinden (ebd. 212ff). In der Soziologie treten immer wieder verschiedene Akzentuierungen des Akteurbegriffes auf, die auch einen gemeinsamen Konsens haben. Sie beschäftigt sich mit Akteuren, die sehr unterschiedlich im Hinblick auf ihre Historie, Konstitution und Situation sind. Im Gegensatz zu Foucault ist das Subjekt Akteur nicht fremd- sondern selbstbestimmt und damit aktiv und agil, wobei diese Entwicklung als Fortführung der Grundidee gedacht ist (ebd. 218f).

Laut Keller (ebd. 223f) nimmt die Wissenssoziologische Diskursanalyse eine dreifache Relationierung von Diskursen und Akteuren vor:

- Sprecherpositionen bezeichnen die Orte des Sprechens innerhalb eines Diskurses, die von den Akteuren unter bestimmten Bedingungen als Rollenspieler eingenommen und interpretiert werden.

- Subjektpositionen/Identitätsangebote benennen Positionierungsprozesse, die in Diskursen erzeugt werden und auf die Adressaten Bezug nehmen.
- Soziale Akteure können Individuen oder Kollektive sein, die sich auf die genannten Sprecher- oder Subjektpositionen beziehen und diese abhängig von ihren Kompetenzen und Interpretationen realisieren.

Im Folgenden wird das wissenssoziologische Verständnis von Praktiken erläutert. In der Wissenssoziologie werden Praktiken als gesellschaftliches Handlungsrepertoire, typisiertes Routinewissen oder Wissen angesehen, das man im alltäglichen Leben braucht und über das die Akteure sowohl kompetent als auch inkompetent verfügen, um Handlungen sozial angemessen vollziehen zu können. Ferner bezeichnet der Praxisbegriff auch Handlungsmuster, die aus dem vorhandenen Wissensvorrat zur Verfügung stehen. Dieses Wissen kann in gesellschaftlichen Praxisbereichen entstehen, weiter gegeben und entwickelt werden (ebd. 225f). Als diskursive Praktiken bezeichnet Keller Kommunikationsmuster, allerdings nur wenn sie in einen Diskurszusammenhang eingebunden sind. Diskursive Praktiken können somit als beschreibbare und beobachtbare Handlungsweisen der Kommunikation angesehen werden, deren Ausführung als konkrete Handlungen der interpretativen Kompetenz sozialer Akteure bedarf und von diesen aktiv gestaltet wird.

Ein letzter Punkt, der in Zusammenhang mit der wissenssoziologischen Einbettung der Diskursanalyse erläutert wird, ist das Verhältnis von öffentlichen Diskursen zu diskursiven Formationen. Formationsregeln sind dafür verantwortlich, dass die einzelnen Diskurse nicht ineinander verschmelzen oder sich gegenseitig auflösen. All jene Diskurse, die nach denselben Formationsregeln gebildet werden, bilden zusammen eine diskursive Formation. Gegenstände der Wissenssoziologischen Diskursanalyse sind demnach öffentliche und institutionelle Diskurse, die hinsichtlich ihrer Träger, inhaltlichen Positionierungen und ihren unterschiedlichen Formationsregeln untersucht werden. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Konzeption der Wissenssoziologischen Diskursanalyse der pragmatischen Interpretation der Foucault'schen Diskurstheorie folgt, die sich auf die Strategien, Auseinandersetzungen und Machtkämpfe im Diskursrahmen als Sprachspiele beziehen. Die anschließenden Weiterführungen sehen Diskurse als konflikthafte Auseinandersetzungen zwischen Akteursgruppen (ebd. 228ff).

Die Grundbegriffe der Wissenssoziologischen Diskursforschung sind laut Keller (ebd. 234f) insbesondere folgende:

- Adressat/Publikum: diejenige Person, an der sich der Diskurs richtet.
- Akteur(e): individueller oder kollektiver Produzent der Aussagen, die einen Diskurs produzieren und transformieren.
- Aussage: die Gestalt einer Äußerung oder darin enthaltener Sprachsequenzen.
- Äußerung: die dokumentierte sprachliche Materialisierung des Diskurses.
- Diskurs: die Gesamtheit von Aussageereignissen, deren Praktiken, Struktur, Regeln und Ressourcen auf ihre Bedeutungserzeugung untersucht werden.
- Diskursfeld: jener Ort, an dem diverse Diskurse miteinander konkurrieren.
- Diskursformation: der abgrenzbare Zusammenhang von Diskursen, Akteuren, Praktiken und Dispositiven.
- Diskursfragment: sowohl das Aussageereignis, in dem der Diskurs aktualisiert wird, als auch die Datengrundlage der Analyse.
- Diskurskoalition: eine Gruppe von Akteuren, deren Äußerungen demselben Diskurs zugeordnet werden.
- Diskursregime: Beziehung zwischen Diskursen und/oder Diskursen und Praxisfelder.
- Diskursstrategien: Argumente und Strategien zur Durchsetzung von Diskursen
- Dispositiv: die materielle und ideelle Infrastruktur bzw. Ordnung, wie etwa Artefakte. Dispositive werden von den Akteuren geschaffen und vermitteln zwischen Diskursen und Praxisfeldern.
- Interpretationsrepertoire: einzelne Äußerungen, aus denen ein Diskurs besteht.
- Öffentlicher Diskurs: Diskurse, die sich an einem Publikum orientieren.
- Praktiken: Muster für Handlungen, die sprachlicher oder auch nicht sprachlicher Art sind, wie z.B. Strafen oder symbolische Gesten.
- Praxisfelder: verschiedene Bereiche der Praxis, die diskursabhängig sind.
- Spezialdiskurs: Diskurs innerhalb von gesellschaftlichen Teilöffentlichkeiten.
- Subjektpositionen: konstituierte Subjektvorstellungen.
- Wissen: Bestandteile des kollektiven Wissensvorrates.

Um die inhaltlichen Strukturierungen von Diskursen analysieren zu können,

differenziert Keller zwischen Deutungsmustern, Klassifikationen, Phänomenstrukturen und narrativen Strukturen. Hierbei handelt es sich um allgemeine Konzepte, die allesamt aus der Tradition der Wissenssoziologie stammen.

Deutungsmuster bezeichnen die „*Organisation der Wahrnehmung von sozialer und natürlicher Umwelt in der Lebenswelt des Alltags*“ (Lüders/Mausser 1997, 58 zit. n. Keller 2011, 240). Das Wort Muster weist auf den Aspekt des Typischen hin. Deutungsmuster sind hier Deutungsfiguren, die in verschiedenen Deutungsakten zum Einsatz kommen und in sprachlich – materialer Gestalt manifest werden. Diskurse verknüpfen mehrere Deutungsmuster zu einem spezifischen Arrangement von Deutungen (ebd.). Klassifikationen von Phänomen tragen dazu bei, Diskurse inhaltlich zu erschließen. Ferner werden Klassifikationen als spezifische Wissenskategorien bezeichnet. Diskurse klassifizieren durch den Zeichengebrauch, aber sie entwerfen auch Klassifikationsschemata für Wirklichkeitsbereiche, von denen sie handeln (ebd. 246ff). Einen dritten und komplementären Zugang zur inhaltlichen Strukturierung von Diskursen bietet die Phänomenstruktur. Phänomenstrukturen beziehen sich auf die Art und Weise der Konstruktion von Sachverhalten und darauf, dass Diskurse verschiedene Elemente ihres Gegenstands benennen und zu einer speziellen Gestalt verbinden. Ferner entsprechen phänomenologische Strukturen, die aus Daten erschlossen werden, diskursiven Zuschreibungen (248f). Der Begriff der narrativen Strukturen meint Aussagen und Diskurse, die in Hinblick auf ihre Klassifikationen, Deutungsmuster und Phänomenstrukturen in Bezug zueinander gesetzt werden. Sie sind ein Akt der Verknüpfung von Zeichen und Aussagen in Form von Erzählungen. Die einzelnen Bausteine von Diskursen werden zu Erzählungen zusammengefasst und umfassen Prozesse, die beteiligten Personen und die Handlung an sich. Die manifeste Erscheinung oder Materialität von Diskursen zeigt sich darin, so der Autor, dass sich Inhalte ausschließlich als tatsächliche Dokumente des Sprachgebrauchs erschließen lassen. Darüber hinaus liegen die sozialen Akteure und ihr Praxisvollzug diskursiven Ereignissen zu Grunde (ebd. 251f).

In der Wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Keller wird zwischen drei Mustern für Handlungsvollzüge unterschieden:

- Diskursive und nicht – diskursive Praktiken der Diskurs(re-)produktion: Beide Formen sind Regeln des Sprachgebrauchs und der Bedeutungszuweisung, denen diskursive Ereignisse zu Grunde liegen, wie beispielsweise Regeln zum Verfassen von wissenschaftlichen Texten, Kleidungsstile oder Anreden. Diese Praktiken sind allgemein verfügbar und sie können für einzelne Diskurse oder aber ganze Diskursfelder einen spezifischen Charakter haben. Zu den diskursiven Praktiken gehören Praktiken des Zeichen- oder Sprachgebrauchs sowie Formen oder Modelle des Redens und Schreibens. Nicht – diskursive Praktiken hingegen umfassen symbolische Handlungsweisen innerhalb eines Diskurses, dessen Geltung durch diese gestützt, aktualisiert und reproduziert wird, wie etwa das Tragen von spezifischer Kleidung.
- Diskursdegenerierende Modellpraktiken: Diese sind im Rahmen der inhaltlichen Strukturierung der Gegenstandsbereiche als Praktiken anzusehen, die in Modellform die vom Diskurs adressierten Praxisfelder konstituieren. Die diskursiven Modelle werden aber nicht vollständig determiniert.
- Diskursexterne Praktiken: Dies sind Praktiken, die sprachliche als auch nicht – sprachliche Handlungsvollzüge umfassen, wobei der Autor hierzu Praktiken des Lesens oder Gehens zählt (ebd. 255ff).

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse beantwortet eine Vielzahl an möglichen Fragestellungen der empirischen Forschung. Einige davon sind, so Keller (ebd. 262f), folgende:

- Wie ist ein Diskurs entstanden, wann ist er aufgetaucht und wann verschwindet er wieder?
- Wo, auf welche Weise, mit welchen Praktiken und Ressourcen wird ein Diskurs (re-)produziert ?
- Welche Sprachmittel und symbolischen Mittel werden eingesetzt?
- Wie ist er strukturiert und reguliert?
- Welches Wissen wird erzeugt und verbreitet?
- Welche phänomenologischen Bereiche werden dadurch konstituiert?
- Was sind die entscheidenden Ereignisse und wie verändert sich der Diskurs mit der Zeit?

- Wer ist Adressat, Publikum, Träger des Diskurses?
- Welche Bezüge lassen sich zu anderen, zeitlich vorangegangen oder parallel laufenden Diskursen herstellen und in welchem Verhältnis stehen diese zueinander?
- Welche rekonstruierten Diskursmerkmale lassen sich feststellen?
- Wie können diskursive Formationen unterschieden werden? Welche Kriterien gibt es dafür? Welche Bedeutung haben die Unterschiede für die Gesellschaft?
- In welchem Verhältnis stehen die Aussagen eines Diskurses zu anderen Aussagen und Perspektiven über einen ähnlichen oder gar denselben Untersuchungsgegenstand?
- Wie verhalten sich diskursive Felder, Praktiken oder Dispositive zueinander?
- Welche gesellschaftlichen Phänomene erklärt ein Diskurs?

Laut Keller interessieren sich Diskursanalysen auch an welchen Orten und durch welche Akteure diskursive Ereignisse erzeugt werden. Dabei geht es um die Suche nach dem Ursprung des Diskurses. Manchmal tritt ein Diskurs in verschiedenen Aussageereignissen in Erscheinung, so können gleiche Strukturierungen und Hierarchiebildungen festgestellt werden.

Ein Diskursfeld kann aus mehreren Diskursen bestehen, denn je umfangreicher eine Analyse ist, desto größer ist die Anzahl der Diskurse. Diskurse werden unter anderem mit Hilfe unterschiedlicher Ressourcen wie Veranstaltungen, Medien, Fachbücher oder Regelwerke verbreitet. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Wissenssoziologische Diskursforschung über die Analyse von Aussageereignissen aus Texten und Interviews einzelne Diskursereignisse rekonstruieren kann (ebd. 263ff).

Eine weitere Akzentuierung der Fragestellungen der Wissenssoziologischen Diskursanalyse setzt sich, so Keller, mit dem diskursiven Deutungsangebot in alltäglichen Kommunikationsprozessen und im praktischen Handlungskontext auseinander. Alltagswissen und Alltagspräsentationen werden durch die diskursive Wissenserzeugung und Wissensvermittlung geformt. Akteure agieren hierbei aber nicht als Marionetten von diskursiv geformten Denk- und Handlungsanleitungen, sondern vielmehr als eigenständige Individuen diverser Diskursfelder und diskursiven

Auseinandersetzungen. Der Autor weist auf den Vergleich von diskursiven Formationen hin. Dieser Vergleich kann sich einerseits auf historische Abfolgen von Diskursen beziehen oder aber andererseits auf bestehende Diskursformen. Kriterien für eine Typenbildung liefern verschiedene Formationsregeln von Diskursen, wobei sich hierbei auch Gruppierungen bilden können. Ein internationaler Vergleich derartiger Diskursfigurationen liefert einen wichtigen Beitrag zur Erklärung von verschiedenen Entwicklungen der Wissensverhältnisse moderner Gesellschaften (ebd. 267f).

In der Wissenssoziologischen Diskursanalyse ist, wie auch in anderen diskursorientierten Ansätzen, der Begriff der Selbstreflexivität von Bedeutung. Die Wissenssoziologie untersucht, so Keller, nicht nur die soziale und kommunikative Konstruktion von Wissen oder die Standortgebundenheit, sondern sie ist „*selbst ein Prozess der standortbezogenen sozialen und kommunikativen Konstruktion von Wissen*“ (ebd. 269). Im Zusammenhang mit der Wissenssoziologischen Diskursanalyse wird Konstruktivismus als Grundlage eines analytischen und diskurstheoretischen Programms gesehen, d.h. die Analyse richtet sich auf die gesellschaftliche Herstellung von diskursiven Wissenspolitiken. Hierbei wird jedoch weder die Widerständigkeit von Wirklichkeit noch die Sinnzuweisungen von einer bestehenden Existenz von physikalischen Phänomenen geleugnet, aber die Herstellung von Fakten und deren Geltung ausgeblendet (ebd. 269ff). Des Weiteren zielt die Wissenssoziologische Diskursanalyse auf eine Rekonstruktion der diskursiven Konstruktion der Realität ab. Rekonstruiert und verstanden werden sollen die Erscheinungsweisen und Verläufe der untersuchten Diskurse. In diesem Schritt richtet sich der Blick vor allem auf Regeln, Inhalte und Akteure der Diskursproduktion.

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse liefert auch zwei Erklärungshypothesen: zum einen beabsichtigt sie die Formulierung von Annahmen über Zusammenhängen und Gründe für rekonstruierte Diskursentwicklungen, zum anderen geht es um die Erklärung von gesellschaftlichen Effekten oder Folgen von Diskursen. Hierbei können für beide Faktoren sowohl diskursimmanente als auch diskursexterne Faktoren von Bedeutung sein. Hierzu zählen beispielsweise die Anerkennung der Diskursproduktion, Dynamiken und Konstruktionen von gesellschaftlichen Praxisfeldern und das Interesse der einzelnen Akteure mit ihren unterschiedlichen Diskursressourcen. Die Diskursforschung analysiert Diskurse und fragt nach

Deutungen und Interessen. Die soziologische Perspektive kann hier nicht die Sprachzentriertheit überwinden, aber sie erschließt diskursive Formationen über methodische Triangulationen und unterschiedliche Datenformate. Keller betont, dass die Diskursforschung ein hermeneutischer Prozess der Textauslegung ist. Wenn man von Interpretation oder Hermeneutik in diesem Zusammenhang spricht, so geht es nicht darum, einem Aussageereignis eine Bedeutung zuzuweisen, sondern vielmehr um Möglichkeiten und Strategien einer methodischen Kontrolle der Interpretationsprozesse. Des Weiteren stützt sich die Diskursforschung vorwiegend auf natürliche Daten wie schriftlicher, mündlicher oder audiovisueller Aussageereignisse, Praktiken und manchmal auch auf Objekte. Das zusammengestellte Material dient einerseits der Information über das Feld und andererseits liegt es als Dokument der Rekonstruktion von Diskursen (ebd. 272ff).

Die Diskursanalyse unterscheidet sich in zwei wesentlichen Punkten von anderen Ansätzen der qualitativen oder interpretativen Sozialforschung. Einerseits werden bei der Diskursanalyse die Daten einzelner Analysen miteinander verglichen, zueinander in Beziehung gesetzt und Diskurse daraus konstruiert, und andererseits werden qualitative Verfahren der Datenanalyse bei kleinen Textmengen eingesetzt. In diesem Zusammenhang merkt der Autor an, dass die Wissenssoziologische Diskursanalyse hingegen vor dem Problem großer Textsammlungen steht. Die Diskursforschung ist mehr als eine Analyse von Texten, sie greift auf viele verschiedene Formen von Kontextwissen und Materialien über das Forschungsfeld zu, um unterschiedliche Fragestellungen bearbeiten zu können. Da heutzutage audiovisuelle Medien immer mehr an Bedeutung erlangen, greift die Wissenssoziologische Diskursanalyse insbesondere auf deren Analyse und Interpretation zurück und richtet vermehrt ihren Blick auf die Praxisfelder (ebd. 275ff).

4.5. Diskurse und sozialer Wandel

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse stellt, so Keller, ein bisher wenig genutztes aber doch sehr hilfreiches Instrumentarium zu Verfügung, um gegenwärtige soziologische Diskussionen der Wissensgesellschaft oder auch der Kommunikationsgemeinschaft empirisch zu untersuchen. Im vorliegenden Kapitel werden umwelt- und technikpolitische Konfliktfelder, die einen möglichen

Gegenstandsbereich der Wissenssoziologischen Diskursforschung ausmachen, aufgegriffen. Seit den 1960er Jahren ist es diversen Umweltbewegungen gelungen, im Rahmen von Diskursen umwelt- und technikpolitische Themen aufzugreifen, was eine breite öffentliche Resonanz mit sich brachte. Die Auseinandersetzungen haben sich zunächst mit dem Zusammenspiel von Natur und Gesellschaft beschäftigt. In diesem Zusammenhang sind neue Wissensgebiete, institutionelle Dispositive und soziale Akteursgruppen entstanden. Individuen und soziale Kollektive werden als Akteure mit speziellem Handlungspotenzial gesehen, die Umweltprobleme thematisieren und aufgreifen. Als zentrales Konzept gilt hier jenes der „Risikogesellschaft“, wobei hier die spezifischen Wissensverhältnisse von Gesellschaften angesprochen werden. Somit kann die Risikogesellschaft als eine Wissensgesellschaft bezeichnet werden, ihre Analyse ist daher Aufgabe der Wissenssoziologie (ebd. 280ff). Dadurch haben sich die Diskursverhältnisse verändert, was mehrere Entwicklungen, so der Autor (ebd. 285), mit sich brachte. Diese sind folgende:

- Die Veränderungen von Wahrnehmung und Rolle des wissenschaftlichen Wissens in öffentlichen Diskursen.
- Die Entstehung neuer Sprecherpositionen.
- Die Multiplikation von diskursiven Arenen.
- Die Entwicklung neuer netzwerkartiger Diskursarenen.
- Die komplexe Beziehung von Diskursen und institutionellem Wandel.

Keller führt an, dass sich moderne Gesellschaften von anderen Gesellschaften unterscheiden, indem sie eine strikte Trennung von Natur und Gesellschaft vornehmen. Letztere dient als Ort der politischen Gestaltung, die Natur wird „zum Gegenstand objektiver naturwissenschaftlich erkennbarer Zusammenhänge“ (ebd. 295). Doch in ihrem komplexen Zusammenwirken entfaltet sich eine besondere Dynamik, sodass sie nicht mehr getrennt voneinander gesehen werden können. Keller merkt an, dass sich Risiken in Form von katastrophalen oder angekündigten Ereignissen realisieren lassen und sie dann Gegenstand von diskursiven Auseinandersetzungen werden, die oft in Massenmedien diskutiert werden. Ein Ereignis wird nur dann zum Ereignis, wenn es banal oder alltäglich ist. In Bezug auf Risikogesellschaften werden Risikoereignisse auf Grund der technischen, symbolischen und institutionellen Herstellung ihrer Normalität banal (ebd. 297f).

Risikoereignisse werden, so der Autor, in Zeitraffer- (kurzer Ablauf) und Zeitlupenereignisse (ausgedehnter Ablauf) eingeteilt. Beide Ereignistypen entwickeln sich allerdings hinsichtlich ihrer diskursiven Konsequenzen sehr unterschiedlich. Das Zeitlupenereignis kann mit einem Interpretationskonflikt zwischen Experten und Laien gleichgesetzt werden, wobei der Experte ein Diskursakteur ist, der für die institutionelle Anerkennung kämpft oder gar ein Ereignis angekündigt. Das Zeitraffererlebnis erscheint hingegen in der Gestalt einer plötzlich auftretenden (Natur-)Katastrophe. Dieses fokussiert jedoch den Konflikt beispielsweise auf Sicherheitsmaßnahmen, auf Zufälle oder angewandte Technologien. In unserer Gesellschaft ist es selten, dass man die Erfahrung einer ökologischen oder technischen Katastrophe macht, somit ist die kollektive Risikoerfahrung eine Erfahrung auf Distanz. Keller betont, dass auch Massenmedien unterschiedliche Interpretationen von derartigen Ereignissen verbreiten (ebd. 299ff). Sowohl die narrative Aufbereitung von Phänomenen als auch die massenmediale Aufbereitung in Form von Diskursen sind Voraussetzungen dafür, dass Ereignisse einen öffentlichen und kollektiven Status erlangen (ebd. 303). Des Weiteren weist die Medienberichterstattung, die kulturelle Resonanz und spezifische Deutungsmuster erzeugt, auf diskursive Strukturierungsleistungen, Produktions- und Formationsprozesse hin. Hier spricht der Autor von „Nachrichtenwerten“, worunter er ein diskursives Konzept von Strukturierungsmerkmalen versteht. Nachrichtenwerte sind demnach auch mediale Beschreibungen, die Auswahlverfahren der medialen Diskursvermittlung folgen.

Katastrophen werden von diskursiven und nicht – diskursiven Ereignissen begleitet. Der Autor nennt hier auch den Begriff der „kulturellen Resonanz“, wobei darunter diskursive Deutungsschemata verstanden werden, die ein Ereignis interpretieren. Zudem merkt Keller an, dass jedoch die vorgenommene Darstellung der Risikogesellschaft länderspezifisch ist und daher die Strukturen und die Funktionsweisen von Medien sehr verschieden sind (ebd. 306ff). Ferner unterscheidet der Autor, zusätzlich zu Zeitraffer- und Zeitlupenereignissen, zwei Arten von Risikodiskursen, die sich aus einem Ereignis entfalten. Einerseits den Kontrolldiskurs, der erwartbar und beobachtbar ist und auf die Externalisierung von Schuldfragen setzt und andererseits der Gefahrendiskurs, der eine Katastrophe als Anlass einer Veränderung sieht. Zu Mobilisierungszwecken setzt letztgenannter Diskurstyp auf Wissen und Argumente und fordert eine Veränderung von

Arrangements und Artefakten. Der Gefahrendiskurs findet in der Gesellschaft eine größere Verbreitung als der Kontrolldiskurs, da dieser in den Massemedien vermehrt auftritt (ebd. 309ff). Daraus ergeben sich wiederum drei Kombinationsmöglichkeiten: erstens entsteht bei den beteiligten Kollektiven durch die mediale Verbreitung in Kontrolldiskursen keine generalisierte Erfahrung (ebd. 309ff). Zweitens schwächt die wiederholte Konfrontation mit schrecklichen Ereignissen deren Ereignisqualität, sodass jene Ereignisse als banal angesehen werden und ihre mobilisierende Wirkung verliere. Und drittens ergibt sich ein unterschiedlich ausgeprägtes Mischverhältnis zwischen beiden Diskursformen, die dann aufeinander reagieren und einen Wettlauf an Interpretationen mit sich bringen (ebd. 312).

5. Datenfeinanalyse

Als geeignete Forschungsmethode erscheint mir die Wissenssoziologische Diskursanalyse, auf die bereits im vorangegangenen Kapitel näher eingegangen wurde. Analysiert werden insgesamt 13 Artikel bzw. Buchausschnitte, wobei jene Artikel und bzw. Textausschnitte gewählt wurden, die die Sichtweisen der WHO bzw. von Sen und Nussbaum deutlich zeigen. Die Analyse erfolgt in Form einer schriftlichen Textanalyse, die eine Möglichkeit des Spezialdiskurses darstellt (Keller 2011, 228f).

Der Autor merkt an, dass vier Punkte bei der Durchführung eines Diskurses beachtet werden müssen: Zum einen ist es wichtig die Formationsregeln zu erfassen, nach denen Gegenstände gebildet werden und der Frage nachzugehen, wer über einen Diskursgegenstand gesprochen hat. Zum anderen sieht der Autor es als wichtig an, welche Regeln den Aussagen zu Grunde liegen (Argumentation, Zitierweise,... usw.) und insbesondere auch welche Themen und Theorien werden im Laufe des Diskurses aufgezeigt (ebd. 134). In der vorliegenden Textanalyse werden auch auf die von Keller angeführten Punkte abgehandelt.

5.1. Analysetexte zum Begriff „disability“

Zu Beginn der Analyse werden fünf Texte bzw. Bücher zu dem Thema Behinderung in der ICF, der ICF – CY und im Capabilities Approach vorgestellt, die unterschiedlichen Definitions- und Sichtweisen von Behinderung darstellen.

5.1.1. „disability“ in der ICF

1. Analysetext

Autor: Michael Schuntermann

Erscheinungsjahr: 2009

Erscheinungsort und Verlag: Heidelberg: ecomed MEDIZIN

Titel:

ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs – Übungen - offene Fragen

Begründung der Begriffswahl:

Der englische Begriff „disability“ nimmt in der ICF eine sehr zentrale Stelle ein und ist somit in diesem Zusammenhang unerlässlich. Der deutsche Autor Michael Schuntermann setzt sich mit dem Behinderungsbegriff der ICF näher auseinander.

Kontextuelle Einbettung:

Der Behinderungsbegriff in der ICF wurde bereits 1980 von der WHO definiert, wobei hierfür der englische Begriff „handicap“ verwendet wurde. Dieser wurde 2001 durch die englische Begriffsbezeichnung „disability“, die nun auch Schädigungen und Beeinträchtigungen impliziert, ersetzt. In der aktuellen Ausgabe der ICF wird an Hand der Darstellung des biopsychosozialen Modells die Sichtweise der WHO auf Behinderung dargestellt. Das Modell ist mehrdimensional und verbindet das biomedizinische und soziale Modell der ICD. Der Behinderungsbegriff wird allerdings in Verbindung mit der individuellen Aktivität und Teilhabe einer Person mit Beeinträchtigung gesehen. Diese Sichtweise der WHO ist ressourcenorientiert und sieht den Behinderungsbegriff nicht isoliert, sondern in Verbindung mit der persönlichen Umwelt des Menschen mit Behinderung (Schuntermann 2009, 25f).

Adressaten:

Der Autor nennt explizit keine Adressaten, in Zusammenhang mit dem Behinderungsbegriff ist jedoch herauszulesen, dass darunter Menschen mit Behinderung, deren Angehörige und Freunde, Betreuungspersonal, Fachkräfte aus Entwicklung und Forschung zu verstehen sind, da diese immer wieder erwähnt werden.

Zusammenfassung:

Die WHO nennt drei zentrale Begriffe in der ICF, nämlich „disability“, „activity“ und „participation“, zu deutsch „Behinderung“, „Aktivität“ und „Teilhabe“. Behinderung im Sinne der ICF wird *„als Ergebnis der negativen Wechselwirkungen zwischen einer Person mit einem Gesundheitsproblem [...] und ihren Kontextfaktoren auf ihre funktionale Gesundheit“* angesehen (Schuntermann 2009, 34). Das heißt jegliche

Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit wird in der ICF als Behinderung bezeichnet.

Die WHO unterscheidet zwischen dem allgemeinen und dem speziellen Behinderungsbegriff. Der spezielle Behinderungsbegriff umfasst alle Beeinträchtigungen, Schädigungen oder Fähigkeitsstörungen und Einschränkungen in der Aktivität und Teilhabe. Behinderung wird hier als Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit angesehen, welche wiederum Restriktionen in der Aktivität und in das Eingebundensein, die unterschiedlichen Lebensbereiche betreffend, mit sich bringen kann. Der allgemeine Behinderungsbegriff der ICF umfasst zusätzlich auch Funktionsstörungen oder Strukturschäden, die nicht mit Beeinträchtigungen der Aktivität oder der Teilhabe einhergehen (ebd.).

Das biopsychosoziale Modell von Behinderung, welches jenes Modell ist, das in der ICF Anwendung findet, ist wesentlich aussagekräftiger als das eindimensionale Krankheitsfolgenmodell der ICDH – 1. Das biopsychosoziale Modell berücksichtigt den Lebenshintergrund der behinderten Person und passt sich deren Lebenswirklichkeit besser an. Die Beeinträchtigung der Gesundheit eines Menschen ist laut WHO als komplexes Geflecht von verschiedenen Bedingungen anzusehen, wovon viele davon vom persönlichen sozialen und gesellschaftlichen Umfeld abhängig sind. Ausgehend vom Gesundheitsproblem einer Person kann jedes Element des biopsychosozialen Modells neue Probleme für die betroffene Person mit sich ziehen.

Mit dem biopsychosozialen Modell von Behinderung wird, so der Autor (ebd. 32), ein bedeutender Paradigmenwechsel vollzogen, da funktionale Probleme der Gesundheit nicht mehr als Attribute einer Person angesehen werden. Diese werden nun als negatives Ergebnis von Wechselwirkungen betrachtet.

5.1.2. „disability“ in der ICF – CY

2. Analysetext

Autor: WHO

Erscheinungsjahr: 2011

Erscheinungsort und Verlag : Genf: Hans Huber Verlag

Titel:

**ICF – CY. International Classification of Functioning, Disability
and Health. Children and Youth Version**

Begründung der Begriffswahl:

Der englische Begriff „disability“ ist nicht nur in der ICF, sondern auch in der ICF – CY einer der bedeutendsten Begriffe und somit in diesem Zusammenhang wichtig.

Kontextuelle Einbettung:

Die ICF – CY wurde aus der Notwendigkeit entwickelt, eine Version der ICF für Kinder und Jugendliche zu haben. Die WHO fasst vor allem die Besonderheiten in Entwicklung befindlicher Funktionen und die besonderen Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zusammen.

Die ICF – CY beruht auf dem Konzept der ICF, sodass sie auch deren Terminologie in Hinblick auf die Körperstrukturen und –funktionen, Einschränkungen in der Aktivität und Teilhabe, welche sich in der Kindheit oder in der Jugend manifestieren, übernommen hat (WHO 2007, 9).

Adressaten:

Die WHO nennt konkret keine Adressaten der ICF – CY. Wenn man das Sachbuch allerdings liest wird deutlich, dass jede an dieser Thematik interessierte Person als Adressat angesehen werden kann. Somit sind das alle Kinder und Jugendlichen mit Verzögerungen oder Beeinträchtigungen in der Entwicklung, deren Angehörige und Freunde, Betreuungspersonal, sowie Fachkräfte aus Entwicklung und Forschung.

Zusammenfassung:

Der Behinderungsbegriff der ICF – CY leitet sich von jenem der ICF ab, wichtig hierbei ist jedoch, dass Behinderung im Zusammenhang mit den sich entwickelnden Funktionen und der besonderen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen steht. Die Entwicklung eines Kleinkindes ist begleitet von einer Abhängigkeit mit der ihn/sie begleitenden oder betreuenden Personen. Die Funktionsfähigkeit eines Kindes darf somit nicht isoliert gesehen werden. Der Kontext der Familie spielt im Säuglingsalter

eine entscheidende Rolle, vor allem die familiären Interaktionen sind für die kindliche Entwicklung bedeutend. In diesem Zeitraum eignet sich das Kleinkind unterschiedliche Fertigkeiten an, die für die weiteren Lebensjahre entscheidend sind. Ferner werden in der ICF – CY Entwicklungsverzögerungen oder Schädigungen von Kindern und Jugendlichen fokussiert, die deren kognitive, psychische und physische Leistungen in einem hohen Maße beeinflussen. Verzögerungen in der Entwicklung können zu dauerhaften als auch nicht dauerhaften Schäden führen, wobei diese altersspezifisch sind und durch physische und psychologische Umweltfaktoren beeinflusst werden. Eine Verzögerung bzw. Schädigung im motorischen, kognitiven, neuronalen oder sensorischen Bereich oder Schädigung von Körperfunktionen und –strukturen weisen häufig auf eine drohende Behinderung hin (WHO 2007, 15f).

Auch das soziale Umfeld ist ein entscheidender Faktor für die gesamte kindliche Entwicklung, wobei sich dessen Komplexität im Zeitraum von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter verändern. Die WHO nennt auch jene Funktionen oder Fähigkeiten, welche in Verbindung mit der Aktivität und der Teilhabe eines Kindes bzw. Jugendlichen stehen. Diese finden wiederum im motorischen, kognitiven und sozialen Bereich statt und sind sowohl mit Beeinträchtigungen in der Wissensanwendung, in der Kommunikation und Interaktion, in der Mobilität, im häuslichen Leben als auch mit Beeinträchtigungen in der Selbstversorgung und in bedeutenden Lebensbereichen verbunden.

Funktionsfähigkeit eines Säuglings, Kindes oder Jugendlichen kann daher nur in Verbindung mit dem Umfeld betrachtet werden, wobei sich die Eigenschaften der kindlichen Lebenswelten von jenen der Jugendlichen unterscheiden. Die Entwicklung vom Säugling zum Jugendlichen geht, so die WHO, mit einer zunehmenden Unabhängigkeit und Kompetenz einher, sodass sich auch Gegenstände dem Entwicklungsstand eines Säuglings, Kindes oder Jugendlichen anpassen müssen. Die individuelle Funktionsfähigkeit eines Kindes ist zudem von den persönlichen und umweltbezogenen Faktoren, wie Produkte und Technologien, Umwelt, Unterstützung und Beziehungen, Einstellungen, Dienste, Systeme und Handlungsgrundsätze abhängig (ebd. 16f).

5.1.3. „disability“ im Capabilities Approach

3. Analysetext

Autor: Martha Craven Nussbaum

Erscheinungsjahr: 2006

Erscheinungsort und Verlag: Cambridge, London: Belknap

Titel:

Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership

Begründung der Begriffswahl:

Der Capabilities Approach hat das individuelle Wohlbefinden und die individuelle Freiheit zum Ziel. Voraussetzungen dafür sind persönliche Fähigkeiten und Fertigkeiten, um im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben ein hohes Maß an Mit- und Selbstbestimmung erlangen zu können (Nussbaum 2006, 158). Nussbaum betont die Individualität eines jeden Menschen und die Achtung füreinander, wenn man das Ziel des Capabilities Approach erreichen möchte (ebd. 207). In diesem Kontext geht Nussbaum auch auf die Begriffe „disability“ (Behinderung) und „impairment“ (Beeinträchtigung) näher ein, da Menschen mit Behinderung in ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten häufig eingeschränkt sind und somit deren Teilhabe am Leben und darüber hinaus ihre menschliche Würde negativ beeinflusst werden kann (ebd. 169).

Kontextuelle Einbettung:

Im Gegensatz zur WHO, die den Behinderungsbegriff in einem biopsychosozialen Kontext sieht, tritt bei Nussbaum der somatische Aspekt des Begriffs in den Vordergrund.

Adressaten:

Die Autorin nennt explizit keine Adressaten, in Folge der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Buch ist jedoch ersichtlich, dass dies all jene

Menschen sind, die Interesse am Capabilities Approach haben oder sich mit den Themen Behinderung bzw. Gleichberechtigung theoretisch auseinandersetzen möchten. Ferner können auch jene Personen als Adressaten angesehen werden, die am Human Development Index und am Human Poverty Index interessiert sind, da beide auch Benachteiligung auch in Form von Behinderung thematisieren.

Zusammenfassung:

Nussbaum geht es darum, dass alle Menschen in der Gesellschaft gleichermaßen behandelt und angesehen werden. In Zusammenhang mit dem Capabilities Approach und dessen Forderung nach Gleichberechtigung und Wertschätzung der Individualität geht Nussbaum auf die englischen Begriffe „disability“ und „impairment“ ein (Nussbaum 2006, 109). Die Autorin beschreibt die beiden Begriffe in sehr kurzer Form. „Impairment“ ist mit dem Verlust einer Körperfunktion und somit mit dem deutschen Begriff *Beeinträchtigung* gleichzusetzen, „disability“ kann man mit dem deutschen Begriff für *Behinderung* gleichgesetzt werden (ebd. 423). Nussbaum (ebd. 191) fügt dem hinzu, dass der Capabilities Approach auch darauf abzielt, dass alle Menschen, auch jene mit Behinderung, einen gleichen Anspruch auf ein gelingendes Leben haben sollten.

Da oftmals Menschen mit Behinderungen in den Strukturen gegenwärtiger Vertragstheorien von der Festlegung grundlegender politischer, sozialer und wirtschaftlicher Prinzipien ausgeschlossen sind, bleibt ihr Bürgerstatus prekär und ihr Anspruch auf umfassende Gleichbehandlung gefährdet. Nussbaum betont, dass auch Menschen mit geistigen oder körperlichen Behinderungen soziale Wesen sind, als solche als vollwertige Bürger der Gesellschaft angesehen und in der Gesellschaft so vollständig wie möglich integriert werden sollten. Eine gerechte Gesellschaft stigmatisiert ihre Mitglieder nicht und stellt diesen auch keine Hindernisse in den Weg, sondern fördert sie vielmehr in ihrem Wunsch nach einem gesundheitlichen Wohlergehen, einer besseren Ausbildung und einer Teilhabe am gesellschaftlichen und wenn möglich auch am politischen Leben (ebd. 98ff). Diese Unterstützungen sind wichtig, um behinderten Personen den Zugang zu zentralen Fähigkeiten zu erleichtern. Nussbaum betont, dass die Bereitschaft, für andere zu sorgen, voraussetzt, den eigenen Vorteil oder gar den Vorteil der Gruppe zu opfern (ebd. 122). Demnach sollen Menschen mit Behinderung seitens der Gesellschaft so weitgehend wie möglich die Chance gegeben werden, über möglichst viele

Fähigkeiten zu verfügen. Dies, so meint die Autorin, soll aber nicht zum Zwecke der sozialen Produktivität geschehen. Alle Mitglieder der Gesellschaft, unabhängig von ihrem geistigen und körperlichen Vermögen, sollen die Möglichkeit erhalten, die ihnen mögliche Art der Unabhängigkeit und Freiheit zu genießen (ebd. 218). Nussbaum spricht von einem „gelingenden Leben“, das dann vollzogen werden kann, wenn dem Menschen Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Verfügung stehen und er diese auch anwenden kann. Somit umfasst ein „gelingendes Leben“ für Nussbaum den gleichen Zugang zu Bildung und Information. Auch Menschen mit Behinderung werden von der Autorin hierbei miteinbezogen. Des Weiteren erachtet es Nussbaum als wichtig, sich für das Wohl anderer einzusetzen in dem Glauben, dass jedes menschliche Individuum ein gelingendes und würdiges Leben führen kann. Diesem Aspekt wird in Zusammenhang mit dem Capabilities Approach allerdings nur von Nussbaum nähere Beachtung geschenkt (ebd. 70). Des Weiteren schreibt die Autorin, dass die Individualität von Personen als sehr positiv angesehen werden sollte, da jeder Mensch einzigartig in seinem Wesen ist. Ferner erwähnt sie auch gesetzliche Bestimmungen, die einen entscheidenden Beitrag für die Anerkennung und das Wohlbefinden in der Gesellschaft von Menschen mit Behinderung formulieren, um diesen ein lebenswertes Dasein ermöglichen zu können (ebd. 191).

4. Analysetext

Autor: Lorella Terzi

Erscheinungsjahr: 2005

Erscheinungsort: Journal of Philosophy of Education

Titel:

Beyond the Dilemma of Difference: The Capability Approach to Disability and Special Educational Needs

Begründung der Begriffswahl:

In den vergangenen Jahren nimmt der Behinderungsbegriff in Zusammenhang mit dem Capabilities Approach auch bei Lorella Terzi eine wichtige Stellung ein. Terzi

hat zahlreiche Artikel dazu veröffentlicht. Sie weist damit auf die Aktualität des Ansatzes von Sen und Nussbaum in Verbindung mit dem Thema Benachteiligung in Form von Behinderung hin.

Kontextuelle Einbettung:

Der englische Begriff „disability“ steht im Zusammenhang mit den zahlreichen individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten, um als gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft angesehen zu werden. Terzi ging in den letzten Jahren in Verbindung mit dem Capabilities Approach auf den Behinderungsbegriff sehr häufig ein. In diesem Artikel geht es um das Thema Behinderung in Verbindung mit Schule.

Adressaten:

In diesem Zeitschriftenartikel werden konkret keine Adressaten genannt, jedoch kann auf Grund des Titels und des Namens der Zeitschrift angenommen werden, dass der Artikel auf Personen abzielt, die an Philosophie und Bildung interessiert sind. Zudem können die Leser dieses Artikels auch Personen sein, die am Capabilities Approach in Verbindung mit Menschen mit Behinderung oder sonderpädagogischem Förderbedarf Interesse zeigen.

Zusammenfassung:

Der folgende Zeitschriftenartikel thematisiert in Zusammenhang mit dem Capabilities Approach und dem damit verbundenen Behinderungsbegriff *das Dilemma der Verschiedenartigkeit*. Die Autorin versteht darunter, dass einerseits die Gesellschaft Menschen mit Behinderung immer wieder ihre Grenzen und Defizite im physischen als auch im psychischen Bereich aufzeigt, und somit auf diese entsprechend mit Fördermaßnahmen eingegangen werden muss. Andererseits wird aber die Gleichheit aller Mitglieder der Gesellschaft betont, welche denselben Bestimmungen und Regelungen unterstehen, die aber seitens des Staates nicht immer vorhanden sind (Terzi 2005, 444). In diesem Kontext erscheint es als wichtig, dass in der Schule keine Kategorienbildung stattfindet, da sich diese negativ in Form von Benachteiligung und Diskriminierung auf die SchülerInnen auswirken könnte (ebd. 448).

Es ist nicht einfach, den unterschiedlichen Ansprüchen und Forderungen der SchülerInnen mit und ohne Behinderung gerecht zu werden, da Kinder mit und ohne

Behinderung auf Grund ihrer individuellen Defizite unterschiedlich eingeschränkt sind. In Verbindung mit der individuellen Verschiedenartigkeit der SchülerInnen soll das Schulsystem den individuellen Bedürfnissen der SchülerInnen mit Behinderung gerecht werden. Demnach fordert die Autorin, dass all jene SchülerInnen mit Behinderung im Sinne der Inklusion in Regelschulen unterrichtet werden, wobei es aber notwendig ist, diesen einen speziellen Förderbedarf zu gewährleisten. Terzi merkt an dieser Stelle an, dass die Forderung, dies umzusetzen, für das Schulsystem häufig nur schwer realisierbar ist (ebd. 444). Demnach sieht sie den Capabilities Approach als normativen Rahmen an, um Ungleichheiten bewerten zu können. Beispielsweise werden soziale Arrangements und Angebote seitens der Schule näher betrachtet, um das individuelle Wohlbefinden der SchülerInnen evaluieren zu können (ebd. 445).

Ferner unterscheidet die Autorin auch zwischen „impairment“ (Beeinträchtigung) und „disability“ (Behinderung), wobei der englische Begriff „impairment“ die Fehlfunktionen oder Beeinträchtigungen beinhaltet, der englische Begriff „disability“ als Folge davon als Einschränkungen bzw. Restriktionen der Aktivität gesehen werden können (ebd. 446). Auch Nussbaum unterscheidet die beiden Begriffe, geht jedoch nicht weiter auf die sie ein.

Terzi betont in diesem Zusammenhang, dass der Capabilities Approach Behinderung als eine Form der menschlichen Heterogenität ansieht, Behinderung kann somit nicht als Abnormität angesehen werden (ebd. 452).

Der englische Behinderungsbegriff „disability“ wird als Resultat der Einschränkungen von Fähigkeiten und Fertigkeiten angesehen, wobei nicht jeder Beeinträchtigung eine Behinderung folgen muss. Die Autorin weist in diesem Zeitschriftenartikel darauf hin, dass bestimmte Bildungsarrangements, nämlich jene, die negativ sind, dazu führen, dass Beeinträchtigungen zu Behinderungen werden können (ebd. 447). Die ICF nennt in Verbindung mit dem Behinderungsbegriff auch Kontextfaktoren, doch weder Sen noch Nussbaum und Terzi nennen diesen Begriff explizit. Diese meint jedoch, dass der Behinderungsbegriff mit individuellen Faktoren als auch Faktoren der Umwelt zusammenhängt und Behinderung das Produkt von Barrieren und persönlichen Einstellungen und Werten ist und in jeglicher Art und Weise sozial konstruiert wird. Die individuellen Unterschiede von Menschen sollen akzeptiert und Menschen mit Behinderungen nicht diskriminiert werden (ebd. 448). Terzi betont auch, dass jede Person über individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügt, und diese in verschiedener Art und Weise in der Gesellschaft eingesetzt werden. Somit

tragen auch Menschen mit Behinderung ihren Beitrag in bzw. für die Gesellschaft bei (ebd. 449ff).

Zusammenfassend kann angemerkt werden, dass der Capabilities Approach sehr präzise auf den Aspekt der Interaktion von SchülerInnen mit Behinderung in Verbindung mit dem schulischen Umwelt eingeht und den Blick darauf richtet, in wie weit individuelle Ressourcen als Fähigkeiten bzw. Fertigkeiten von SchülerInnen mit individuellen Bedürfnissen genützt werden (ebd. 455).

5. Analysetext

Autor: Lorella Terzi

Erscheinungsjahr: 2007

Erscheinungsort: Journal of Philosophy of Education

Titel:

Capability and Educational Equality: The Just Distribution of Resources to Students with Disabilities and Special Educational Needs

Begründung der Begriffswahl:

Dieser Zeitschriftenartikel beschreibt nicht nur den allgemeinen Behinderungsbegriff des Capabilities Approach, sondern geht explizit auf Behinderung von Kindern und Jugendlichen in Form von Lernschwierigkeiten ein.

Kontextuelle Einbettung:

Die Autorin widmet sich seit einigen Jahren bildungsnahen Themen. In diesem Zeitschriftenartikel schreibt sie über Behinderung in Zusammenhang mit den Themen Erziehung und Schule und geht insbesondere auf die Lernschwierigkeiten („learning disabilities“) von SchülerInnen ein.

Adressaten:

Auch dieser Zeitschriftenartikel von Lorella Terzi wurde im „Journal of Philosophy of Education“ veröffentlicht, wodurch deutlich wird, dass mit diesem Beitrag alle Personen angesprochen werden, die an den Themen Bildung und Philosophie Interesse finden. Des Weiteren zählen auch jene Personen zu den Adressaten, die ihr Wissen über Lernschwierigkeiten in Verbindung mit dem Capabilities Approach erweitern möchten.

Zusammenfassung:

Gleichheit funktioniert in der Erziehung bzw. in der Bildung hauptsächlich theoretisch, da diese auf politischer Ebene nur mangelhaft umgesetzt wird. Terzi möchte mit diesem Artikel zur Debatte über die Bildungsgleichheit anregen, die auch Zugeständnisse für SchülerInnen mit Behinderung oder sonderpädagogischem Förderbedarf thematisiert. Des Weiteren möchte die Autorin die folgenden Fragen beantworten: Welche Zugeständnisse für SchülerInnen mit Behinderung gibt es? Wie kann die Verteilung der vorhandenen Ressourcen gerecht erfolgen?. In diesem Zusammenhang ist bisher der philosophische Aspekt vernachlässigt worden, wobei der Capabilities Approach dazu beiträgt, dass dieser nun berücksichtigt wird. Bildungsgleichheit ist für Menschen mit Behinderung unerlässlich, um dieselben Möglichkeiten wie Menschen ohne Behinderung zu haben. Der Capabilities Approach ist jedoch keine Theorie, die besagt, wie Bildungsgleichheit erreicht werden kann, sondern stützt die Forderung nach dem gleichen Zugang zu Bildung für alle Menschen. Bedeutend für die Debatte über die Bildungsgleichheit ist auch, dass Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung nicht in separaten, sondern in inklusiven Schulen erfolgen sollte (Terzi 2007, 757f).

Der Capabilities Approach als philosophische Ansatz trägt zu mehr Gleichheit bei, indem er den Fokus auf die individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten der SchülerInnen legt, die notwendig sind, um als gleichberechtigt in der Gesellschaft angesehen zu werden. Bildung kann hier als bedeutende Basis angesehen werden, um sich wiederum andere Fähigkeiten aneignen und damit auch das individuelle Wohlbefinden und die individuelle Freiheit erlangen zu können. Terzi nennt in diesem Zusammenhang Nussbaum, die die Fähigkeit zu Spielen als grundlegend ansieht, um weitere Fähigkeiten im Jugend- und Erwachsenenalter, wie beispielsweise die Fähigkeit zu Teilen zu erlernen. Auch Sen wird in diesem Zusammenhang erwähnt, da er gleiche Bildung für alle fordert. Er sieht diese als grundlegend für

Gleichberechtigung in der Gesellschaft an. Die Autorin schließt sich beider Meinungen an, sie meint auch, dass Bildung wichtig ist, um am politischen, gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Leben teilhaben zu können. Ferner wird auch eine egalitäre Erziehung für alle SchülerInnen gefordert, wobei auf die eingeschränkten Fähigkeiten Rücksicht genommen werden sollte.

Im Capabilities Approach nimmt sowohl formelles als auch informelles Lernen einen zentralen Stellenwert ein. Der Fokus liegt speziell darauf, einzelne Fähigkeiten und Fertigkeiten zu fördern oder gar zu erweitern, um wiederum andere entwickeln oder ausbilden zu können. Sen und Nussbaum sehen Bildung bzw. Erziehung als wichtig an, denn ein Mangel derer führt zu einem Mangel an Mitbestimmung in der Gesellschaft und Wirtschaft, da Bildung unmittelbar mit Mit- und Selbstbestimmung verbunden ist (ebd. 759ff).

Es gilt jedoch zu berücksichtigen, welche individuellen Möglichkeiten die SchülerInnen mit sich bringen, wie etwa Ressourcen im Bildungsbereich, physische und humane Ressourcen, aber auch den institutionellen Rahmen wie das Schulgebäude oder schulische Einrichtungen. Terzi betont in ihrem Artikel, dass die individuellen Förderungen und Hilfestellungen für SchülerInnen mit Behinderung unterschiedlich sein können, da dies von der jeweiligen Behinderung abhängt. Die Hilfestellungen könnten etwa eine gut ausgestattete Schule sein, die entsprechende Materialien anbietet, um bestimmte Fähigkeiten oder Fertigkeiten zu fördern. Oder aber ein motivierter und qualifizierter Lehrkörper, der den SchülerInnen immer wieder neue Möglichkeiten anbietet, ihre Fähigkeiten zu erweitern. Den SchülerInnen sollen möglichst viele Förderungen ermöglicht werden, da diese im Kindes- und Jugendalter einfacher zu erlernen sind als im Erwachsenenalter und diese auch grundlegend dafür sind, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten mit zunehmenden Alter gelernt werden (ebd. 762f).

SchülerInnen mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen etwa benötigen Hilfe beim Rechnen, haben allerdings gute taktile Fähigkeiten (ebd. 767). Der Capabilities Approach besagt auch nicht, dass manche Fähigkeiten bzw. Fertigkeiten mehr Wert sind als andere, oder evaluiert die persönlichen Kompetenzen. Im Gegenteil, Sen und Nussbaums Ansatz bemüht sich darum, alle Menschen, egal ob mit oder ohne Behinderung, als gleichwertig zu betrachten (ebd. 771).

5.2. Analysetexte zum Bereich der Argumentation des Behinderungsbegriffes

Der Behinderungsbegriff der WHO ist zu dem von Sen bzw. Nussbaum verschieden. Daher ist es wichtig, die jeweiligen Argumentationen darzustellen, um den jeweils verwendeten Begriff für Behinderung nachvollziehen zu können.

5.2.1. Argumentation der WHO

6. Analysetext

Autor: Michael Schuntermann

Erscheinungsjahr: 2009

Erscheinungsort und Verlag: Heidelberg: ecomed MEDIZIN

Titel:

Einführung in die ICF. Grundkurs – Übungen – offene Fragen

Begründung:

Da sich die Argumentation der ICF im Vergleich zum Capabilities Approach hinsichtlich deren Sicht auf Behinderung stark unterscheidet, ist der Vergleich der Argumentationsstränge von beiden unerlässlich.

Kontextuelle Einbettung:

Wie bereits erwähnt, unterscheidet sich der Behinderungsbegriff der ICF oder ICIDH – II aus dem Jahre 2001 von jenem der ICIDH – I aus dem Jahre 1980, da sich dessen Definitions- und Sichtweise geändert hat. Aus diesem Grund wird die Begründung des von der WHO aktuell verwendeten Behinderungsbegriffes unerlässlich.

Adressaten:

Schuntermann nennt konkret keine Adressaten der ICF. Auf Grund der von der WHO behandelten Themen können Menschen mit und ohne Behinderung, deren Familie und Freunde, Betreuungspersonal und Fachkräfte aus Entwicklung und Forschung angenommen werden. Zudem auch jene Personen, die an Themen wie etwa der Medizin, Soziologie und Pädagogik interessiert sind.

Zusammenfassung:

In der ICF wurde der englische Begriff „handicap“, welcher in der ICIDH – 1 verwendet wurde, durch den Begriff „disability“ ersetzt. Der erst genannte Begriff war im Gegensatz zu letzt genanntem defizitorientiert und nicht ressourcenorientiert. Der Behinderungsbegriff der ICF bezieht sich auf Störungen der Körperfunktionen und -strukturen, die sich auf die individuelle Aktivität und Teilhabe in der Gesellschaft negativ auswirken können.

Die ICIDH – 1 bot ein biomedizinisches Modell von Behinderung an. Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit wurde hier, so Schuntermann, als persönliches Problem betrachtet, das unmittelbar von einem Trauma, einer Krankheit oder einem anderen Gesundheitsproblem verursacht wird. Medizinische Versorgung wie etwa durch Fachkräfte war notwendig. Als Ziel wurde, so die WHO, Anpassung, Heilung oder gar eine Verhaltensänderung des Menschen angesehen. Demnach hatte das biomedizinische Modell das soziale Umfeld der Person mit Behinderung außer Acht gelassen.

In der ICF wird hingegen ein biopsychosoziales Modell von Behinderung vorgestellt, welches auch die soziale Umwelt von behinderten Menschen integriert. Beeinträchtigungen der funktionalen Gesundheit werden nicht separat, sondern nun in Zusammenhang mit der Person selbst (personenbezogene Faktoren) und Umweltfaktoren (materielle, soziale und einstellungsbezogene Faktoren) angesehen. Beeinträchtigungen dürfen somit nicht mehr als individuelles Attribut angesehen werden, sondern als Beeinträchtigung im Sinne der persönlichen Aktivität und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Eine Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit wird hier, so der Autor, vor allem als ein von der Gesellschaft verursachtes Problem und auch als eine Frage der Integration angesehen. Des Weiteren wird eine Beeinträchtigung als ein komplexes Geflecht von Bedingungen

betrachtet, welche häufig vom gesellschaftlichen Umfeld geschaffen werden (Schuntermann 2009, 29ff).

7. Analysetext

Autor: WHO

Erscheinungsjahr: 2011

Erscheinungsort und Verlag: Genf: WHO

Titel:

ICF – CY. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen

Begründung:

Die Argumentation der WHO in der ICF – CY ist ähnlich wie in der ICF. Der bedeutende Unterschied ist aber, dass es bereits zu Störungen der Entwicklung im Kindes- und Jugendalter kommen kann, sodass der Behinderungsbegriff in diesem Kontext neu definiert werden muss. Beeinträchtigungen, sowohl dauerhaft als auch nicht dauerhaft, weisen auf Verzögerungen in der Entwicklung hin, wobei diese einerseits altersspezifisch sein können und andererseits durch physische und psychologische Umweltfaktoren beeinflusst werden können. Die Variationen der Körperfunktionen und –strukturen lassen bei Kinder oder Jugendlichen häufig eine drohende Behinderung festzustellen (WHO 2011, 9).

Kontextuelle Einbettung:

Die Lebensdekaden des Kindes- und Jugendalters sind gekennzeichnet durch Wachstum und Veränderungen in der physischen, psychischen und sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Der Behinderungsbegriff der ICF – CY bezieht sich dadurch auf Entwicklungsverzögerungen, Schädigungen von Körperstrukturen und -funktionen oder Schädigungen im sensorischen, neuronalen, motorischen und kognitiven Bereich weisen häufig auf eine drohende Behinderung hin.

Adressaten:

Die WHO nennt explizit keine Adressaten der ICF – CY. Auf Grund des Titels ist anzunehmen, dass Kinder und Jugendliche mit Entwicklungsverzögerungen oder -störungen, deren soziales und gesellschaftliches Umfeld, medizinische und pädagogische Fachkräfte und auch das Betreuungspersonal als Adressaten anzusehen sind. Auch an der Pädagogik oder Entwicklungspsychologie interessierte Personen können durchaus Leser dieses Sachbuches sein.

Zusammenfassung:

Die WHO betrachtet es als unerlässlich, auch eine Internationale Klassifikation von Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit für Kinder und Jugendliche zu entwickeln. Diese Notwendigkeit bestand darin, so argumentiert die WHO, die Besonderheiten im Wachstum bzw. in der psychischen, physischen und sozialen Entwicklung in Verbindung mit der persönlichen Umwelt aufzuzeigen. Diese Aspekte spielen vor allem in der Erziehung, Bildung und im Gesundheits- und Sozialbereich eine entscheidende Rolle. Die ICF – CY ist zudem ein viel versprechendes Instrument zur interdisziplinären Verständigung in integrativen Zentren. Sie liefert eine genaue Beschreibung der Lebenssituation bei komplexen Störungsbildern, eine Definition von Zielsetzungen für entwicklungsfördernde Therapien oder Hilfsmittel und die Darstellung der Bedürfnisse von Kindern und ihren Familien gegenüber Kostenträgern. Die Notwendigkeit, eine Kinder- und Jugendversion der ICF zu erarbeiten, beruht auch auf der Tatsache, dass Behinderung im Säuglings-, Kindes- und Jugendalter in ihrer Art, Intensität und Auswirkung anders als von der der Erwachsenen ist (WHO 2011, 9f). Insbesondere die Art der Kognition und Sprache, Veranlagung und Verhalten trug dazu bei, eine Version der ICF auch für Kinder und Jugendliche herauszugeben. Laut WHO werden vier Bereichen, nämlich das soziale Umfeld, insbesondere die Familie, Kontextfaktoren, Aktivität und Teilhabe, in Zusammenhang mit der kindlichen Entwicklung große Bedeutung zugeschrieben. Für Kinder und Jugendliche ist ihr soziales Umfeld wie Familie und Freunde besonders wichtig, wobei hierbei die Funktionsfähigkeit der Körperfunktionen und Körperstrukturen von der fortwährenden Interaktion mit den Mitgliedern aus Familie oder Freundeskreis abhängig ist. Ebenso können Entwicklungsverzögerungen oder -störungen auftreten, die auf Grund von Umweltfaktoren positiv oder negativ beeinflusst werden können. Ferner wurde dem Aspekt der Teilhabe in der ICF – CY

besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da sich die Lebenssituationen von Kindern und Jugendlichen stark von jenen der Erwachsenen unterscheiden, wobei das soziale Umfeld einen sehr wichtigen Faktor für die kindliche Entwicklung darstellt. Auch den verschiedenen Lebenswelten muss im Zusammenhang mit Behinderung im Kindes- und Jugendalter Beachtung geschenkt werden, da sich diese in ihren Eigenschaften und ihrer Komplexität unterscheiden. Verzögerungen oder Störungen in der Entwicklung von Körperfunktionen und -strukturen können auch positiv beeinflusst werden, wie beispielsweise durch soziale Sicherheit, einen Zugang zu Bildung oder durch eine Gewährleistung der Gesundheitsvorsorge (ebd. 15ff).

8. Analysetext

Autor: Martha Craven Nussbaum

Erscheinungsjahr: 2006

Erscheinungsort und Verlag: Cambridge, London: Belknap

Titel:

Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership

Begründung:

Da der Capabilities Approach ein philosophischer Ansatz ist, haben die beiden Autoren Amartya Sen und Martha Nussbaum eine andere Sicht- bzw. Definitionsweise von Behinderung als die WHO. Der Capabilities Approach impliziert den Zusammenhang zwischen individuellen Beeinträchtigungen als Abweichung von Normalität und Behinderungen, die als Einschränkungen von Fähigkeiten gesehen werden (Nussbaum 2006, 199).

Kontextuelle Einbettung:

Nussbaum widmet dem Behinderungsbegriff in diesem Buch zwei Kapitel. Zum einen das Kapitel „Disabilities and Social Contract“, und zum anderen „Capabilities and

Disabilities“, da, so argumentiert die Autorin, die beiden letzt genannten Begriffe unabdingbar miteinander verbunden sind.

Adressaten:

Die Autorin nennt explizit keine Adressaten, somit spricht dieses Buch jene Personen an, die an der aktuellen Behinderungsdiskussion interessiert sind. Ferner auch die Menschen, die Interesse an der Philosophie, an Themen wie Entwicklung, Armut und Gleichberechtigung zeigen oder sich theoretisch mit dem von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelten Ansatz des Capabilities Approach auseinandersetzen wollen.

Zusammenfassung:

Ein schwerwiegendes Manko moderner Theorien ist oftmals, einen angemessenen Umgang mit den Bedürfnissen von Menschen mit Behinderung zu finden. Sowohl Sen als auch Nussbaum schenken dem Behinderungsbegriff, in Zusammenhang mit Benachteiligung in der Gesellschaft, Beachtung. Da der Capabilities Approach ein philosophischer Ansatz ist, unterscheidet sich das Begriffsverständnis von Behinderung von dem der WHO deutlich. Da Nussbaum eine ethische Vorstellung des Menschen und seinen zentralen menschlichen Fähigkeiten hat, ist ihre Betrachtungsweise von Behinderung der Philosophie zuzuordnen (Nussbaum 2006, 182).

Nussbaum betont, dass eine Behinderung nicht immer aus einer Beeinträchtigung resultieren muss, wobei dies vom physischen noch vom sozialen Hintergrund einer Person abhängig ist. Weder das soziale Umfeld noch die Persönlichkeit nehmen eine so bedeutende Rolle ein wie bei der WHO.

Wichtig ist, in wie weit eine Behinderung die einzelnen Fähigkeiten einer Person beeinflusst (ebd. 423). Die Folge von Behinderung ist eine daraus entstehende Benachteiligung seinen Mitmenschen gegenüber („handicap“). Die Autorin weist darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen dem Beeinträchtigungs- und Behinderungsbegriff nicht immer eindeutig ist.

Ferner betont sie, dass der Capabilities Approach nur eine alternative Herangehensweise an das Thema Benachteiligung ist und vielmehr eine philosophische Zugangsweise zu diesem Thema anbietet. Sens und Nussbaums Ansatz betont den positiven Aspekt der Vielfältigkeit der Menschen und fügt an, dass

alle Menschen als achtsame und würdevolle BürgerInnen angesehen werden sollen. Jede anständige und achtbare Gesellschaft soll die individuellen Bedürfnisse ihrer Mitglieder nach Versorgung, Ausbildung, Selbstachtung und Freundschaft berücksichtigen (ebd. 98). Der Capabilities Approach erkennt auch, dass Menschen zeitgebundene Wesen mit Bedürfnisse sind, die ihr Leben lang unterschiedliche Formen der Angewiesenheit erleben. Des Weiteren meint Nussbaum (ebd. 160), dass eine vollständige Inklusion von Menschen mit Behinderung ein weitreichendes und tiefgreifendes Wohlwollen voraussetzt, zudem auch die Bereitschaft, nicht nur auf den eigenen Vorteil, sondern auch den Vorteil der Gruppe dafür zu opfern (ebd. 122).

5.3. Analysetexte zum Begriff „functioning“

Da der englische Begriff „functioning“ sowohl in der ICF als auch im Capabilities Approach wichtig ist, werden beide Definitionen erklärt.

5.3.1. „functioning“ in der ICF

9. Analysetext

Autor: WHO

Erscheinungsjahr: 2001

Erscheinungsort und Verlag: Genf: WHO

Titel:

ICF. International Classification of Functioning, Disability and Health

Begründung der Begriffswahl:

Der englische Begriff „functioning“ ist ein Teil des Buchtitels und ein sehr bedeutender Begriff in der ICF. Er steht unmittelbar mit dem Gesundheits- und Behinderungsbegriff in Verbindung und muss daher näher erläutert werden.

Kontextuelle Einbettung:

Der englische Begriff „functioning“ kann mit dem deutschen Begriff der Funktionsfähigkeit übersetzt werden. Diese umfasst alle Aspekte der funktionalen Gesundheit. Der Begriff der Funktionsfähigkeit nimmt in der ICF eine zentrale Stellung ein, da von der WHO der Behinderungsbegriff als Oberbegriff für die Beeinträchtigung der Funktionsfähigkeit unter Bezugnahme der Kontextfaktoren angesehen wird (WHO 2001, 17).

Adressaten:

Die WHO nennt explizit keine Adressaten, auf Grund des Buchtitels werden die Leser jene Personen sein, die ein medizinisches oder (sonder-)pädagogisches Interesse haben. Die Adressaten dieses Sachbuches können zudem auch Menschen mit Behinderung, deren Angehörige und Freunde, Betreuungspersonal und Fachkräfte aus Entwicklung und Forschung sein.

Zusammenfassung:

Der Begriff der Funktionsfähigkeit bleibt in der ICIDH unerwähnt und wurde erstmals in der ICF als solcher genannt. Funktionsfähigkeit umfasst alle Aspekte der funktionalen Gesundheit und wird hier als Oberbegriff für Körperfunktionen (physiologische und psychologische Funktionen von Körpersystemen), Körperstrukturen (anatomische Körperteile wie Organe, Gliedmaßen und ihre Bestandteile), Aktivitäten bzw. Handlungen und Teilhabe oder Eingebundensein in eine Lebenssituation angesehen. Anders formuliert, die ICF beschreibt den Gesundheitszustand einer Person und die damit verbunden Möglichkeiten bzw. Restriktionen der Aktivität und Teilhabe. In der Regel werden bei Körperfunktionen physiologische und psychologische Veränderungen, bei Körperstrukturen anatomische Veränderungen des Körpers als Beurteilungskonstrukte der Funktionsfähigkeit herangezogen. In Zusammenhang mit Behinderung kann Funktionsfähigkeit als die Erfahrung einer Person bezogen auf ihre Körperfunktionen, -strukturen, Aktivität und Teilhabe angesehen werden. Dem gegenüber wird Behinderung als die Erfahrung eines Menschen in Bezug auf seine geschädigten Körperfunktionen, -strukturen, beeinträchtigte Aktivität und eingeschränkte Teilhabe angesehen (WHO, 2001, 3ff). Zudem ist die Funktionsfähigkeit eines Menschen als eine Wechselwirkung zwischen positiven Aspekten der Interaktion zwischen einer

Person mit einem bestimmten Gesundheitszustand und deren individuellen Kontextfaktoren zu bezeichnen (ebd. 10). Die ICF beschreibt mit Hilfe des biopsychosozialen Modells sehr gut, welche Komponenten auf die Funktionsfähigkeit eines Menschen Einfluss nehmen (ebd. 26). Die ICF kann somit die aktuelle Funktionsfähigkeit eines jeden Menschen beschreiben und klassifizieren. Es kann durchaus sein, dass Personen dieselben Beeinträchtigungen haben, dennoch deren Funktionsfähigkeit verschieden ist. Auch Personen, die die gleiche Funktionsfähigkeit haben, müssen nicht denselben gesundheitlichen Zustand haben (ebd. 5).

Funktionale Probleme können somit nicht mehr als Attribute einer Person bezeichnet werden, sondern als negatives Ergebnis der hier beschriebenen Wechselwirkung. In diesem Zusammenhang ist jedoch anzumerken, dass sie keine Umstände abdeckt, die nicht mit der Gesundheit in Verbindung stehen.

5.3.2. „functioning“ im Capabilities Approach

10. Analysetext

Autor: Sabira Alkire

Erscheinungsjahr: 2002

Erscheinungsort: New York: University Press

Titel:

Valuing Freedoms: Sen's capability approach and poverty reduction

Begründung der Begriffswahl:

Der Begriff „functioning“ ist ein zentraler Begriff im Capabilities Approach. Sowohl Nussbaum als auch Sen haben mehrmals versucht diesen zu definieren, wobei anzumerken ist, dass deren Begriffsdefinitionen variieren. Auch Sabira Alkire setzt sich damit in ihrem Buch näher auseinander.

Kontextuelle Einbettung:

Die Autorin ist die Leiterin der *Oxford Poverty and Human Development Initiative*, einem Forschungszentrum, das dem Institut der Internationalen Entwicklung an der Universität Oxford zuzuordnen ist. Zudem ist sie an der Universität Harvard als Forscherin tätig, sowie Vizepräsidentin von der *Human Development und Capability Association*.

Sabira Alkire thematisiert in ihrem Buch den Capabilities Approach, wobei sie immer wieder Bezug auf Amartya Sen nimmt, Martha Nussbaum lässt sie jedoch weitgehend unerwähnt.

Adressaten:

Die Autorin nennt konkret keine Adressaten. Auf Grund ihrer beruflichen Tätigkeit und des Buchtitels ist anzunehmen, dass all jene Person angesprochen werden sollten, die an den Themen Armut und Entwicklung, insbesondere in Verbindung mit dem Capabilities Approach, interessiert sind.

Zusammenfassung:

Alkire schreibt in ihrem Buch über Amartya Sen, Autor des Capabilities Approach, und setzt sich mit den einzelnen Begrifflichkeiten, wie auch *functionings*, auseinander.

Unter dem Begriff *functionings*, so Alkire, versteht Sen alle Funktionen oder Funktionsweisen, die die Taten und das Sein eines Menschen ausmachen, wie etwa ernährt zu werden, selbstbewusst zu sein oder an Diskussionen teilnehmen zu können. Im Zusammenhang mit dem Capabilities Approach spricht man häufig über das individuelle Wohlbefinden, welches Sen als sehr wichtig erachtet. Um dies zu erlangen, ist es notwendig, über eine Vielzahl an Funktionen oder Funktionsweisen, sogenannte *capability sets*, zu verfügen (Alkire 2002, 5).

An einer anderen Stelle ihres Buches formuliert Alkire den Begriff *functionings* etwas anders. Sie fügt hinzu, dass die individuellen Funktionen und Funktionsweisen persönliche Möglichkeiten oder Fähigkeiten eines Menschen umfassen, die jedoch auf Grund von Herkunft, Geschlecht oder Alter unterschiedlich sein können. Diese sind beispielsweise Mobilität, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben oder in Freiheit und Würde leben zu können. Alkire meint somit, dass alle Fähigkeiten, die einem Menschen gegeben sind und diesen als wertvoll und wichtig für die Gesellschaft

erachten lassen, als *functionings* zu bezeichnen sind. Somit konstituieren die individuellen Fähigkeiten das menschliche Dasein. Erst eine Kombination der menschlichen Fähigkeiten werden laut Sen, so Alkire, in dem englischen Begriff *capability* zusammengefasst (ebd. 184). Ferner betont die Autorin in ihrem Buch auch, dass die Menschen individuelle Wesen sind und nicht identische Fähigkeiten besitzen und somit deren Mengen an Fähigkeiten variieren können (ebd. 282).

11. Analysetext

Autor: Martha Nussbaum

Erscheinungsjahr: 2006

Verlag und Erscheinungsort: Cambridge, London: Belknap

Titel:

Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Science Membership

Begründung der Begriffswahl:

Der englische Begriff *functionings* ist einer der bedeutendsten Begriffe im Capabilities Approach, sodass dieser einer näheren Erklärung bedarf. Da sich das Begriffsverständnis von Sen und Nussbaum unterscheidet, müssen in der Analyse beide Sichtweisen dargestellt werden.

Kontextuelle Einbettung:

Nussbaum nennt in ihrem 2006 erschienen Buch in Verbindung mit dem Behinderungsbegriff auch den Begriff der *functionings*. Nussbaum versucht hierbei ihr Begriffsverständnis auch immer wieder mit Hilfe von praktischen Beispielen zu erläutern.

Zusammenfassung:

In ihrem Buch „Frontiers of Justice“ knüpft Nussbaum an Sens ursprüngliche Fassung des Capabilities Approach an. Sen rückt die vergleichende Messung der Lebensqualität in den Mittelpunkt, Nussbaum hingegen geht es mehr um eine

philosophische Theorie, die grundlegende menschliche Ansprüche sichern soll (Nussbaum 2006, 70).

Die Autorin verwendet den Begriff *functionings* als Synonym für den deutschen Begriff der Fähigkeit und setzt sich mit diesem näher auseinander. BürgerInnen haben einen Anspruch darauf, in der Gesellschaft tätig sein zu können, wobei die Menschen in unterschiedlichem Maße über Fähigkeiten verfügen. Vor allem in der Gesellschaft benachteiligte Menschen, wie jene mit Behinderung, haben oftmals ein geringes Ausmaß an Ressourcen zur Verfügung (ebd. 74f).

Dabei wird zwischen Fähigkeiten, die sie als wichtig erachtet, wie zum Beispiel die Fähigkeit zu wählen, und zwischen jenen, die sie als trivial ansieht, wie etwa die Fähigkeit Rad zu fahren, unterschieden. Die Menschen sollen die Möglichkeit haben, ihre Leben individuell gestalten zu können, auch wenn ihre persönliche Lebensgestaltung Mitmenschen beängstigt. Ferner betont sie, dass menschliche Fähigkeiten durchaus schlecht sein können, wie beispielsweise die Fähigkeit, Mitmenschen zu diskriminieren. Nussbaum fordert, dass gesetzliche Bestimmungen diese Art von Fähigkeiten nicht einschränken dürfen (Nussbaum 2006, 166).

Des Weiteren widmet Nussbaum sich auch der Frage, ob im Zusammenhang mit Beeinträchtigung und Behinderung nicht nur individuelle Fähigkeiten, sondern gar Tätigkeiten gefördert werden sollten. Im Falle der politischen Partizipation sollte eine Aktivität in diesem Bereich ein angemessenes Ziel darstellen. Bei Kindern und Jugendlichen können Tätigkeiten in manchen Bereichen ein Ziel sein, wie etwa ein verpflichtender Schulbesuch, bei Erwachsenen hingegen das Abschließen einer Krankenversicherung. Wenn es jedoch um Phänomene wie die praktische Vernunft oder emotionale Stabilität geht, ist es schwierig, so Nussbaum, zwischen Fähigkeit und Tätigkeit zu unterscheiden. Menschen mit geistiger Behinderung sind häufig nicht in der Lage, selbst richtige Entscheidungen wie etwa die Gesundheitsvorsorge betreffend zu fällen. Somit ist für Menschen mit Behinderung nicht die Fähigkeit, sondern die entsprechende Tätigkeit das Ziel. In Zusammenhang mit der praktischen Politik sollte nur im Bereich der Selbstachtung und Würde das Tätigsein als Ziel gesetzt werden (ebd. 171ff).

5.4. Analysetexte über die Anwendungsbereiche der ICF und des Capabilities Approach

Die Anwendungsbereiche der ICF und jene des Capabilities Approach unterscheiden sich deutlich voneinander, somit ist ein Vergleich von beiden durchaus interessant.

5.4.1. Anwendungsbereiche der ICF

12. Analysetext

Autor: Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI)

Erscheinungsjahr: 2005

Erscheinungsort und Verlag: Genf

Titel der Literaturquelle:

Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit

Begründung der Begriffswahl:

Obwohl die WHO in Zusammenhang mit der ICF einige praktische Beispiele und Anwendungsmöglichkeiten nennt, setzt sich die ICF vormals theoretisch mit der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit auseinander. Daher ist es unerlässlich, ihre Anwendungsbereiche näher zu erläutern.

Adressaten:

Konkret nennt die DIMDI keine Adressaten, in diesem Zusammenhang ist jedoch ersichtlich, dass vor allem Menschen mit Behinderung, deren Angehörige und Freunde, Fachkräfte aus Entwicklung und Forschung und auch das Betreuungspersonal Interesse an der praktischen Umsetzung der ICF haben.

Kontextuelle Einbettung:

Die ICF als biopsychosoziales Modell zielt darauf ab, allen menschlichen Individuen Chancengleichheit zu gewähren. Die DIMDI beschreibt, auf welche Art und Weise dies tatsächlich in der Praxis umgesetzt wird.

Zusammenfassung:

Die WHO weist ausdrücklich darauf hin, dass jedes wissenschaftliche Werkzeug falsch eingesetzt werden kann. Auch die Anwendung der ICF kann durchaus schädlich oder verletzend für Menschen sein. Um die ICF in einer unverletzlichen Art und Weise anwenden zu können, sieht die WHO es als unerlässlich an, Leitlinien zusammenzustellen, die helfen sollen, dies umzusetzen (DIMDI 2005, 244).

Die ICF stellt ein geeignetes Instrument für die Umsetzung internationaler Aufträge bezüglich der erklärten Menschenrechte und für die nationale Gesetzgebung dar. Sie sollte nie verwendet werden, um Menschen mit Beeinträchtigungen oder Behinderungen zu stigmatisieren, sondern vielmehr zur Herstellung von Chancengleichheit herangezogen werden. Die Anwendung der ICF sollte nur mit Einwilligung und Kooperation der betroffenen Person erfolgen. Ist die Person auf Grund von mangelnden kognitiven Fähigkeiten darin eingeschränkt, so kann ein Interessensvertreter, oftmals der Ehepartner oder ein nahes Familienmitglied, eingesetzt werden.

Die WHO sieht die ICF als geeignet, um einen konzeptionellen Rahmen für Informationen anzubieten, welcher auf die Gesundheitsversorgung einzelner Personen anwendbar ist. Ferner dient die ICF der Verbesserung der Teilhabe, einerseits durch Verringerung oder Beseitigung von gesellschaftsbedingten Hindernissen, andererseits durch die Schaffung oder Verbesserung der sozialen Unterstützung.

Die ICF wird für vielerlei Zwecke in der Praxis herangezogen, wie beispielsweise als statistisches Instrument zur Erhebung und Dokumentation von gesundheitsbezogenen Daten oder als Forschungsinstrument um Ergebnisse, Lebensqualität und Umweltfaktoren besser einschätzen zu können. Im Gesundheitsbereich findet die ICF Anwendung, um die Beurteilung des Bedarfs von spezifischen Behandlungen oder Therapien und Behandlungen an spezifische kognitive und mentale Bedingungen anpassen zu können, als Instrument für berufsbezogene Beurteilungen, als Assessmentinstrument in der Rehabilitation und der Ergebnisevaluation, als auch oder als politisches Instrument für die Planung der

sozialen Sicherheit. Die Anwendung der ICF erfolgt jedoch nicht nur auf medizinische, soziale und politische Bereiche, sondern auch auf andere Gebiete, wie beispielsweise im Versicherungswesen, Arbeit, Bildung bzw. Erziehung, Wirtschaft, Sozialpolitik und in der Gesetzgebung (ebd. 17).

5.4.2. Anwendungsbereiche des Capabilities Approach

13. Analysetext

Autor: Sakiko Fukuda – Parr

Erscheinungsjahr: 2003

Erscheinungsort: Feminist Economics, No. 9

Titel:

The Human Development Paradigm: Operationalizing Sen's ideas on capabilities

Begründung:

In diesem Zeitschriftenartikel von Sakiko Fukuda – Parr wird die praktische Anwendung des Capabilities Approach gut beschrieben. Als philosophischer Ansatz widmet er sich angesichts mangelnder Ressourcen und Benachteiligung der Frage nach einem gelingenden Leben. Hierbei nimmt der Mensch bzw. seine individuellen Fähigkeiten eine zentrale Stellung ein. In diesem Zusammenhang fordern Sen und Mahbub ul Haq, dass nicht wie bisher nur das pro Kopf Einkommen als Indikator für das Bruttoinlandsprodukt herangezogen werden sollte, sondern auch die individuellen Fähigkeiten eines Menschen. Martha Nussbaum wird in diesem Artikel nicht erwähnt, da sie in der Weiterentwicklung des Capabilities Approach eher dem philosophischen Aspekt Aufmerksamkeit schenkt.

Adressaten:

Die Autorin nennt explizit keine Adressaten. Auf Grund des Titels werden die Leser voraussichtlich jene Personen sein, die an den Themen Armut und Entwicklung in Verbindung mit dem Capabilities Approach interessiert sind.

Zusammenfassung:

Früheren Entwicklungsberichten zufolge wurden vermehrt Maßnahmen wie staatliche Provisionen gesetzt, um Menschen in Armut zu unterstützen. Heutzutage nehmen Entwicklungsberichte die politische Ermächtigung von Menschen in den Blick (Fukuda – Parr 2003, 301).

Sen Ansatz kann als flexibles Rahmenwerk angesehen werden, um Herausforderungen von in Armut lebenden Menschen und Entwicklungsländern zu betrachten, wie beispielsweise Vorschriften seitens der Politik. Sen arbeitete gemeinsam mit dem pakistanische Ökonomen Mahbub ul Haq am *Human Development Report*. Letzt genannter schätzt Sen Ansatz des Capabilities Approach sehr, er meint, dass die *capabilities* und *functionings* bestimmen, was einen Menschen in seinem Tun und Sein ausmacht. Entwicklung und eigene Freiheit werden als wichtig erachtet, um Hindernisse wie Analphabetismus oder den mangelnden Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen aus dem Weg zu räumen und um am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können (ebd. 302f).

Um eine Antwort auf bedeutende Herausforderungen unserer Zeit wie Rohstoffknappheit, Klimawandel oder globale Gerechtigkeit zu finden, sind etliche internationale Organisationen und nationale Initiativen auf der Suche nach neuen Definitionen von gesellschaftlichem Erfolg und alternativen Wohlfahrtsmessungen. Als adäquate Beschreibung hierfür wird das klassische Maß des Bruttoinlandsprodukts herangezogen. In diesem Zusammenhang ist auch der Capabilities Approach zu nennen, da er eine durchaus viel versprechende wissenschaftliche Basis darstellt, um soziologische Phänomene zu erkunden und soziologische Fragestellungen zu erklären. Ferner fügt Fukuda – Parr an, dass Verwirklichungschancen die eigentlich relevante Metrik zur Analyse von Ungleichheit und Lebensqualität sein sollten, da diese die Möglichkeiten bieten, die individuellen Lebensentwürfe einer Person zu repräsentieren.

Sen und ul Haq versuchten, einen Indikator für das Bruttoinlandsprodukt zu entwickeln, um zu zeigen, dass nicht notwendigerweise wie bisher das pro Kopf Einkommen dafür herangezogen wird, sondern der Mensch selbst in den Mittelpunkt gestellt wird. Hierfür sollten laut Sen, so die Autorin, die individuellen Fähigkeiten

einer Person als Indikator dienen, wobei anzumerken ist, dass die Schwierigkeit hier auf die Auswahl der am meisten zu beachtenden Fähigkeiten liegt. Zwei Kriterien werden genannt, die maßgebend bei der Auswahl der für die Messung bedeutenden Fähigkeiten sind. Einerseits werden jene Fähigkeiten herangezogen, die als unverzichtbar für die Messung des Bruttoinlandprodukts angesehen werden und darüber hinaus noch unverzichtbar für das menschliche Dasein sind, andererseits jene Fähigkeiten, die unverzichtbar für die Entwicklung anderer Fähigkeiten sind (ebd. 305f).

Fukuda – Parr nennt in ihrem Artikel auch jene Grundsätze, die im Zusammenhang mit dem Capabilities Approach wichtig sind, um ein Leben in Freiheit und Würde führen zu können. Diese sind folgende:

- Priorität liegt auf der sozialen Entwicklung mit den Zielen die Angebote und Förderungen im Bildungs- und Gesundheitsbereich auszuweiten.
- Ein Wirtschaftswachstum ist wichtig, da die gewonnenen Ressourcen entscheidend für die menschliche Entwicklung sind.
- Politische und soziale demokratische Reformen, die die Menschenrechte sichern, sind notwendig, damit Personen in Frieden und Würde leben können, um tatkräftig und autonom zu sein.
- Speziell soll auf jene Menschen geachtet werden, die unterdrückt werden oder in Armut leben, da sie oftmals von der Öffentlichkeit und der Politik vernachlässigt werden.
- Politik und institutionelle Reformen sollen vor allem für arme Länder ein wirtschaftliches Umfeld schaffen, um diesen den Zugang zum globalen Markt oder Technologien zu erleichtern (ebd. 310f).

Zusammenfassend kann angemerkt werden, dass Amartya Sen mit seinen Ideen und Forderungen, die auch im Capabilities Approach enthalten sind, einen entscheidenden Beitrag geleistet hat, um den Human Development Index messen zu können (ebd. 305).

Fazit

Die Analyse zeigt, dass das biopsychosoziale Behinderungsmodell der WHO deutlich macht, dass Behinderung als Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit angesehen wird, die Einschränkungen in der Aktivität und Teilhabe mit sich bringen kann. Ferner umfasst der allgemeine Behinderungsbegriff der WHO auch Funktionsstörungen oder Strukturschäden, die nicht mit Beeinträchtigungen der Aktivität oder der Teilhabe einhergehen müssen. Das Behinderungsverständnis der WHO in Hinblick auf Kinder und Jugendliche umfasst zusätzlich Entwicklungsverzögerungen oder Schädigungen. Diese beeinflussen oftmals kognitive, psychische und physische Leistungen und weisen auf eine drohende Behinderung hin.

Auch Nussbaum versteht unter dem englischen Begriff „disability“ den deutschen Begriff Behinderung, der als eine Form der Benachteiligung angesehen wird. Der Behinderungsbegriff von Nussbaum vernachlässigt jedoch das soziale Umfeld als entscheidenden Faktor von Behinderung. Behinderung wird als eine positive Form der Individualität angesehen. Die Autorin betont, dass Menschen mit Behinderung soziale Wesen sind, die als gleichwertige Bürger in der Gesellschaft angesehen werden sollten. Terzi fügt an, dass im Sinne der Inklusion Kinder und Jugendliche mit Behinderung in Regelschulen unterrichtet werden sollten, wobei ein spezieller Förderbedarf gewährleistet werden sollte. Jede Person verfügt über individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten und trägt ihren Beitrag in bzw. für die Gesellschaft bei.

Die Begriffsbestimmung der ICF von „functioning“, zu Deutsch Funktionsfähigkeit, umfasst alle Aspekte der funktionalen Gesundheit. Die Funktionsfähigkeit wird als Oberbegriff für Körperfunktionen (psychologische und physiologische Funktionen von Körpersystemen), Körperstrukturen (anatomische Körperteile, Gliedmaßen und ihre Bestandteile), Aktivitäten und Teilhabe angesehen.

Im Capabilities Approach hingegen wird der englische Begriff „functioning“ für die deutsche Begriffsbezeichnung von Funktionen, Funktionsweisen, persönliche Möglichkeiten oder Fähigkeiten verwendet. Nussbaum unterscheidet zwischen Fähigkeiten, die sie als wichtig erachtet (z.B. Wahlrecht) und zwischen jenen, die sie als trivial ansieht (z.B. Fähigkeit, Rad zu fahren). Um ein würdevolles Leben führen

zu können, ist es notwendig, über eine Vielzahl an Funktionen oder Funktionsweisen zu verfügen.

Auch die Anwendungsbereiche der ICF bzw. der ICF – CY und des Capabilities Approach unterscheiden sich voneinander.

Die ICF oder ICF – CY dient als Instrument der Forschung und Statistik oder aber als Assessmentinstrument und kann auf medizinische, soziale und politische Bereiche oder auf Gebiete im Versicherungswesen, Arbeit, Bildung, Wirtschaft und in der Gesetzgebung angewendet werden.

In Verbindung mit dem Capabilities Approach versuchten Sen und ul Haq einen zusätzlichen Indikator für das Bruttoinlandsprodukt zu entwickeln, um zu zeigen, dass nicht allein das pro – Kopf – Einkommen dafür herangezogen werden kann. Somit sollte der Mensch selbst in den Mittelpunkt rücken und seine individuellen Fähigkeiten als weiterer Indikator zur Messung des Bruttoinlandproduktes bzw. des Human Development Index dienen.

Des Weiteren unterscheidet sich die Argumentation der WHO und Martha Nussbaum in Bezug auf deren Sichtweise von Behinderung.

Das biopsychosoziale Modell mit dem englischen Behinderungsbegriff „disability“ ist an den individuellen Fähigkeiten und Ressourcen von Menschen mit Behinderung interessiert und somit ressourcenorientiert. Beeinträchtigungen der funktionalen Gesundheit stehen in Zusammenhang mit der Person selbst (personenbezogene Faktoren) und Umweltfaktoren (materielle, soziale und einstellungsbezogene Faktoren). Die WHO sieht Beeinträchtigung im Sinne der persönlichen Aktivität und Teilhabe und wird vor allem als ein von der Gesellschaft verursachtes Problem angesehen. Behinderung im Säuglings-, Kindes- und Jugendalter ist in ihrer Art, Intensität und Auswirkung anders als im Erwachsenenalter. Der Behinderungsbegriff nimmt Entwicklungsverzögerungen und Schädigungen in den Blick und ist untrennbar mit den Bereichen der sozialen Umwelt und den individuellen Lebenswelten verbunden.

Die Betrachtungsweise von Behinderung im Capabilities Approach ist der Philosophie zuzuordnen, da Martha Nussbaum eine ethische Vorstellung vom Menschen und seine Fähigkeiten hat. Behinderung ist vom physischen oder sozialen Hintergrund einer Person abhängig und beeinflusst die Fähigkeiten einer Person. Alle Menschen sollen als achtsame und würdevolle BürgerInnen angesehen und ihre Vielfaltigkeit von der Gesellschaft geschätzt werden. Nussbaum betont auch, dass

eine Inklusion von Menschen mit Behinderung ein weit reichendes Wohlwollen und Bereitschaft voraussetzt, nicht nur auch auf den eigenen Vorteil, sondern auch den Vorteil der Gruppe zu verzichten.

Abschließend kann angemerkt werden, dass sich die ICF und der Capabilities Approach hinsichtlich ihres Begriffsverständnisses von „disability“ und „functioning“, ihrer Anwendungsbereiche und ihrer Argumentation in Bezug auf deren Sichtweise von Behinderung deutlich voneinander unterscheiden.

Resümee und Ausblick

Menschen mit Behinderung haben ebenso wie Menschen ohne Behinderung das Recht auf ein selbstbestimmtes und gleichberechtigtes Leben in der Gesellschaft. In der Heil- und Integrativen Pädagogik wird heutzutage Behinderung nicht mehr als ein Defizit, sondern als eine Form der Vielfältigkeit und Individualität angesehen. Behinderung wird nunmehr ein positiver Aspekt zugeschrieben.

Um die Forschungsfrage *„Wie wird Behinderung in der ICF und im Capabilities Approach konstruiert und welche Wirkungen ergeben sich daraus für die Sonderpädagogik?“* beantworten zu können, ist es notwendig sich mit der mit der ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health), ICF – CY (International Classification of Functioning, Disability and Health – Children and Youth Version) und dem Capabilities Approach theoretisch näher auseinanderzusetzen.

Die ICF oder ICIDH – 2 (International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps – 2. Version), welche von der WHO 2001 veröffentlicht wurde, ist eine Nachfolgeklassifikation der ICIDH -1. Die WHO stellt in der ICF das biopsychosoziale Modell von Behinderung vor. Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit wird als ein komplexes Geflecht von Bedingungen angesehen, welche hauptsächlich vom gesellschaftlichen Umfeld geschaffen werden. Die WHO (2001, 213) definiert Behinderung folgendermaßen: *„Disability is an umbrella term for impairments, activity limitations and participation restrictions. It denotes the negative aspect of the negative interaction between an individual (with a health condition) and that individual's contextual factors (environment and personal factors)“*. In der ICF – CY wird Behinderung im Zusammenhang mit den sich entwickelnden Funktionen und der besonderen Lebenswelt von Säuglingen, Kindern und Jugendlichen gesehen. Die wichtigsten Begriffe in der ICF sind Behinderung in Zusammenhang mit den Kontextfaktoren (personenbezogene Faktoren und Umweltfaktoren) und der Aktivität und Teilhabe. Die Trennung zwischen Aktivität und Teilhabe fällt nicht immer eindeutig aus und sie lässt der individuellen Identität und Integrität zu wenig Bedeutung zukommen.

Die Sichtweise von Behinderung im Capabilities Approach unterscheidet sich von der der ICF. Der Capabilities Approach ist ein philosophischer Ansatz, der sich angesichts von Benachteiligung und Armut der Vorstellung von einem gediegenen Leben widmet. Er wurde vom indischen Nationalökonom Amartya Sen und der amerikanischen Philosophin Martha Craven Nussbaum entwickelt. Ziel ist es, ein gutes und würdevolles Leben, welches sowohl Autonomie als auch soziale und politische Teilhabe beinhaltet, zu führen. Für die Verwirklichung bedarf es einer Vielzahl an Fähigkeiten, wobei es jedem Menschen frei steht, aus den ihm verfügbaren Fertigkeiten zu wählen. Jede Form der Benachteiligung, so auch Behinderung, trägt dazu bei, dass das Ziel ein würdevolles Leben führen zu können, schwerer erreichbar ist. Nussbaum schreibt Behinderung einen somatischen Aspekt. Behinderung wird im Capabilities Approach als eine Form der Vielfältigkeit angesehen, der ein positiver Aspekt zugeschrieben wird. Auch Menschen mit Behinderung verfügen über Fähigkeiten und Fertigkeiten, diese werden meist nur anders eingesetzt als Fähigkeiten und Fertigkeiten von Menschen ohne Behinderung.

Die Forschungsmethode der Wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller bildet die Grundlage für eine Textanalyse in schriftlicher Form von 13 Zeitschriftenartikeln und Bücher.

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse ist eine Perspektive der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung und dient der Analyse gesellschaftlicher Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken. Sie beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen dem Zeichengebrauch als soziale Praxis und der Transformation bzw. Produktion und Reproduktion von gesellschaftlichen Wissensordnungen und bietet die Möglichkeit, verschiedene Dimensionen gesellschaftlicher Wissensprozesse zu rekonstruieren und zu analysieren. Diskurse verbinden eine Vielzahl an Deutungsmuster zu einem spezifischen Arrangement von Deutungen. Die Wissenssoziologische Diskursforschung kann einzelne Diskursereignisse unter anderem über die Analyse von Aussageereignissen aus Texten und einzelnen Diskursereignisse rekonstruieren. Ferner zielt die Wissenssoziologische Diskursanalyse auf eine Rekonstruktion der diskursiven Konstruktion der Realität ab, wobei die Erscheinungsweisen und Verläufe der

untersuchten Diskurse rekonstruiert und verstanden werden sollen. Der Blick richtet sich hierbei vor allem auf Regeln, Inhalte und Akteure der Diskursproduktion.

Im Rahmen der Arbeit wurde eine Textanalyse durchgeführt. Diese ist eine Form des Spezialdiskurses und hatte zum Ziel, Aussageereignisse über den Behinderungsbegriff in der ICF und im Capabilities Approach zu rekonstruieren. Sowohl die Bearbeitung der einschlägigen Fachliteratur, wie auch die empirische Forschung haben gezeigt, dass der Behinderungsbegriff in der ICF und im Capabilities Approach verschieden sind.

Mit der Analyse der drei Bücher von Schuntermann, der WHO und Nussbaum kann dies belegt werden. Behinderung steht in Zusammenhang mit der eigenen Persönlichkeit und der Umwelt. Das biopsychosozialen Modell von Behinderung macht deutlich, dass die Gesundheit einer Person nicht mehr als Attribut, sondern als negatives Ergebnis von Wechselwirkungen betrachtet werden kann. Auch für die kindliche Entwicklung ist das soziale Umfeld ein entscheidender Faktor. Behinderung im Säuglings-, Kindes- und Jugendalter steht in Zusammenhang mit den sich entwickelnden Funktionen und der besonderen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen steht.

Nussbaum hingegen schreibt dem Behinderungsbegriff einen rein somatischen Aspekt zu. Sie sieht Behinderung als Einschränkung von Fähigkeiten und Fertigkeiten an, welche die individuelle Teilhabe am Leben und die menschliche Würde einschränken. Ferner betont sie, dass Menschen mit Behinderungen häufig in den Strukturen gegenwärtiger Vertragstheorien von der Festlegung grundlegender politischer, sozialer und wirtschaftlicher Prinzipien ausgeschlossen sind und somit ihr Anspruch auf umfassende Gleichbehandlung gefährdet ist.

Auch Terzi setzt sich theoretisch mit dem Capabilities Approach in Verbindung mit dem Behinderungsbegriff auseinander sowie mit Behinderung in Zusammenhang mit Schule. Es sollte keine Kategorienbildung in der Schule stattfinden, da sich diese negativ in Form von Benachteiligung und Diskriminierung auf die Schüler auswirken könnte. Im Sinne der Inklusion sollen SchülerInnen mit Behinderung in Regelschulen unterrichtet werden, wobei es aber notwendig ist, diesen einen speziellen Förderbedarf zu gewährleisten. Terzi fügt dem hinzu, dass Förderungen, die im Kindes- und Jugendalter angeboten werden einfacher zu erlernen sind als im Erwachsenenalter und diese auch grundlegend dafür sind, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten mit zunehmenden Alter gelernt werden.

Da die WHO eine Behörde der Vereinten Nationen ist, die für das internationale öffentliche Gesundheitswesen zuständig ist, hat diese einen anderen Zugang zu Behinderung wie Nussbaum oder Terzi, die beide beruflich als Philosophinnen tätig sind. In der ICF wird Behinderung nicht als defizitorientiert, sondern als ressourcenorientierter Begriff angesehen. Behinderung wird in Zusammenhang mit der Umwelt gesehen und erfordert somit soziales Handeln. Die Gesellschaft sollte die Umwelt so gestalten, dass Menschen mit Behinderung in allen Bereichen des sozialen Lebens eine möglichst große Teilhabe unmöglich wird. Da Säuglinge, Kinder und Jugendalter noch im Wachstum und in der Entwicklung sind, wird Behinderung als Entwicklungsverzögerung bzw. Schädigung im neuronalen, sensorischen, kognitiven und motorische Bereich oder als Schädigung von Körperfunktionen und –strukturen angesehen. Nussbaum betont, dass jede Person in ihrem Wesen einzigartig ist und alle Menschen gleichen Anspruch auf ein gelingendes Lebens haben sollten. Behinderung wird als eine Form der Benachteiligung angesehen, doch auch jenen Menschen sollte die Chance gegeben werden, über möglichst viele Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügen zu können. Da Terzi als Bildungsphilosophin arbeitet, erklärt ihre berufliche Tätigkeit auch, dass sie sich theoretisch mit Behinderung in Verbindung mit (Aus-)Bildung auseinandersetzt.

Die WHO als internationale Behörde für das Gesundheitswesen hat mit der ICF eine international anerkannte Klassifikation veröffentlicht, die Fachkräfte im Sozial- und Gesundheitswesen findet. Die ICF umfasst auch Teilbereiche der Medizin, wie beispielsweise die Gynäkologie oder Genetik, die in der Heil- und Integrativen Pädagogik einen hohen Stellenwert haben.

Der Capabilities Approach thematisiert Behinderung als eine Form der Benachteiligung, die Menschen auf Grund ihrer kognitiven und physischen Leistungen einschränken kann, ein Leben in Würde zu führen. Behinderung wird als biologische oder medizinische Fehlfunktion des Körpers angesehen, wobei der soziale Aspekt außer Acht gelassen wird.

Im Bereich der Heil- und Integrativen Pädagogik findet die ICF praktische Anwendung in Form von Verringerung oder Beseitigung von gesellschaftsbedingten Hindernissen, in der Rehabilitation zur Verbesserung oder Schaffung von spezifischen Behandlungen oder Therapien. Der Capabilities Approach als

philosophischer Ansatz war in der Heil- und Integrativen Pädagogik bisher weniger bekannt. Da die WHO und die beiden Autoren Sen und Nussbaum einen anderen Zugang zu Behinderung haben, unterscheidet sich auch deren Begriffsdefinition von Behinderung deutlich.

In den vergangenen Jahren wurde neben der ICF auch der Capabilities Approach in Zusammenhang mit Behinderung genannt. Die philosophische Sichtweise von Nussbaum fand Einzug in die Heil- und Integrative Pädagogik, da Behinderung als eine Form der menschlichen Individualität gesehen wird und Vielfältigkeit nun ein positiver Aspekt zugeschrieben wird.

Auf Grund der theoretischen Auseinandersetzung mit einschlägiger Fachliteratur kann belegt werden, dass sowohl die ICF als auch mittlerweile der Capabilities Approach eine bedeutende Rolle in der Sonderpädagogik einnehmen. Beide verfassen unterschiedliche Faktoren und Bereiche in Zusammenhang mit Behinderung. Die WHO bietet ein biopsychosoziales Modell von Behinderung an. Dieses ist untrennbar mit der Persönlichkeit, dem sozialen Umfeld, und der Aktivität und Teilhabe in der Gesellschaft eines Menschen verbunden, lässt aber dem philosophischen Aspekt von Behinderung keine Bedeutung zukommen.

Da heutzutage Vielfältigkeit in der Gesellschaft geschätzt wird, ist auch die Individualität der Menschen als positiv anzusehen. Die WHO vernachlässigt diesen Aspekt von Behinderung, Nussbaum hingegen schenkt ihm in ihrem Buch „Frontiers of Justice“ große Bedeutung.

Auch Terzi setzt sich mit dem Capabilities Approach und seine Anwendung auf Behinderung im Bildungsbereich auseinander. Sie fordert, dass alle Schüler mit Behinderung im Sinne der Inklusion Regelschulen besuchen sollten und ihnen die Möglichkeit der individuellen Förderung gegeben werden sollte.

Zusammenfassend kann angemerkt werden, dass sich die ICF und der Capabilities Approach hinsichtlich ihre Betrachtungs- und Definitionsweise von Behinderung ergänzen. Beide sind somit unerlässlich für die Sonderpädagogik in Hinblick auf ihre Betrachtungsweise von Behinderung.

Literaturnachweis

Bücher/Zeitschriften/Sammelbände:

- Alexander, J. (2010). Capabilities and Social Justice – The Political Philosophy of Amartya Sen and Martha Nussbaum. Burlington: Ashgate Publishing
- Alkire, S. (2002). Valuing freedoms. Sen's Capability Approach and poverty reduction. New York: Oxford University Press
- Anand, S./Sen, A. (1997). Concepts of Human Development and Poverty: A Multidimensional Perspective, In: Human Development Report Office (Hrsg.) (1997): Poverty and Human Development, UNDP, New York 1997, 1 – 9
- Biewer, G. (2002). Ist die ICIDH-2 für die Heilpädagogik brauchbar? In: Bundschuh, K. (Hrsg.): Sonder- und Heilpädagogik in der modernen Leistungsgesellschaft - Krise oder Chance? Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 293 – 301
- Bleidick, U. (1999). Behinderung als pädagogische Aufgabe. Behinderungsbegriff und behindertenpädagogische Theorie. Stuttgart: Kohlhammer
- Clark, D. (2009). Adaptation, Poverty and Well - Being: Some Issues and Observations with Special Reference to the Capability Approach and Development Studies. In: Journal of Human Development and Capabilities. A Multi – Disciplinary Journal for People-Centered Development. Vol. 10. (1), 21 – 42
- Cloerkes, U. (2007). Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. 3. Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Crocker, D. A. (1995). Functioning and Capability: The Foundations of Sen's and Nussbaum's Development Ethic. Part 2. In: Nussbaum, Martha & Glover, Jonathan (Hrsg.) (1995): Women, Culture and Development: A Study of Human Capabilities. Clarendon Press, Oxford, 153 – 199

- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI). (2005). Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. Genf: World Health Organisation
- Fukuda-Parr, S. (2003). The Human Development Paradigm: Operationalizing Sen's ideas on capabilities. In: Feminist Economics 9 (2 – 3), 301 – 317
- Franzkowiak, P., Homfeldt, H.G., Mühlum, A. (2011). Lehrbuch Gesundheit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Gijssels, P. (Hrsg.). (1984). Ökonomie und Gesellschaft, Jahrbuch 2, Wohlfahrt und Gerechtigkeit. Frankfurt: Campus Verlag
- Cloerkes, U. (2007). Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. 3. Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Gaus, W./ Hauw, R./ Knaup – Gregori, P./ Leiner, F./ Pfeiffer, K. – P. (2006). Medizinische Dokumentation. Lehrbuch und Leitfaden. Grundlagen einer qualitätsgesicherten integrierten Krankenversorgung. 5. Auflage. Stuttgart: Schattauer
- Hayek, F. A. (1981). Recht, Gesetzgebung, Freiheit. Die Illusion der sozialen Gerechtigkeit. Band 2. Landsberg am Lech: Moderne Industrie Verlag
- Hayek, F. A. (2003). Recht, Gesetz und Freiheit – Eine Neufassung der liberalen Grundsätze der Gerechtigkeit und der politischen Ökonomie. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag
- Heinrichs, J. – H. (2006): Grundbefähigungen – Verhältnis von Ethik und Ökonomie. Paderborn: Mentis Verlag
- Kainzbauer, S. (2011). Caritative Befähigungspraxis. Herkunftsbedingte Bildungsbenachteiligung und der christlich – ethische Anspruch auf gelingendes Leben. LIT – Verlag
- Kaul, Ch./ Tomaselli - Moschovitis, V. (1999). Statistical Handbook on poverty in the developing world. Westport: Greenwood Publishing Group

- Keller, R. (2011). Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Krishnakumar, J. (2007): Going beyond functionings to capabilities: An econometric model to explain and estimate capabilities. *Journal of Human Development* 8 (1), 39 – 63
- Lindmeier, Ch. (1993). Behinderung - Phänomen oder Faktum? Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Lindmeier, Ch. (2002) Rehabilitation und Bildung – Möglichkeiten und Grenzen der neuen WHO Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) Teil I. In: *Die neue Sonderschule* 6, (47) (2002), 404 – 421
- Meister, H./ Sander, A. (1998): Überlegungen zum Verständnis von Behinderung und (integrativer) Pädagogik. In: Knauer, S./Meißner, K./Ross, D. (Hrsg.): 25 Jahre gemeinsames Lernen. Beiträge zur Überwindung der Sonderpädagogik. Festschrift für Prof. Dr. Hans Eberwein zum 60. Geburtstag. Berlin: Ed. Diesterweg – Hochschule, 235 – 251
- Nussbaum, M. (2006). *Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership*. Cambridge, London: Belknap
- Otto, H. – U./ Ziegler H. (2010): *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9 – 12
- Pogge, T. (1998): Gleiche Freiheit für alle? In: Höffe, G. (Hrsg.): *John Rawls – Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Akademie Verlag, Berlin, 149 – 169
- Sander, A. (1992): Integration behinderter Schüler und Schülerinnen auf ökosystemischer Grundlage. In: Sander, A. & Raidt, P. (Hrsg.): *Integration und Sonderpädagogik. Saarbrücker Beiträge zur Integrationspädagogik*. Band 6. 2. Auflage St. Ingbert: Röhrig Verlag, 41 – 47
- Rawls, J. (1975). *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag

- Reese-Schäfer, W. (2006). Politische Theorie der Gegenwart in fünfzehn Modellen. München: Oldenbourg Verlag
- Robeyns, I. (2005): The Capability Approach: a theoretical survey. In: Journal of Human Development and Capabilities. A Multi-Disciplinary Journal for People –Centered Development. Vol. 6. (1), 93 – 117
- Robeyns, I. (2006). The capability approach in practice, Journal of Political Philosophy. 14 (3), 351 – 376
- Schuntermann, M. F. (2009). ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs · Übungen · offene Fragen. 3. Auflage. Heidelberg: ecomed MEDIZIN
- Sen, A. (1982): Equality of What? In: Sen, A. (Hrsg.): Choice, Welfare and Measurement. Oxford: Blackwell, 352 – 369
- Sen, A. (1993): Capability and Well – Being. In: Nussbaum, M./ Sen, A. (Hrsg.). (1993): The Quality of Life. Oxford: University Press, 38f
- Sen, A. (2000). Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: dtv
- Terzi, L. (2005): Beyond the Dilemma of Difference: The Capability Approach to Disability and Special Educational Needs. In: Journal of Philosophy of Education 39 (3), 443 – 459
- Terzi, L. (2006). A Capability Perspective on Impairment, Disability and Special Needs: Towards Social Justice in Education. 41 (4). Oxford: Blackwell, 757 - 773
- Terzi, L. (2010). Justice and equality in education : a capability perspective on disability and special educational needs. London: Continuum International Publishing Group
- Waldtmann, A. (2005): Behindertenpolitik im Spannungsverhältnis zwischen Normierung und Normalisierung. In: Graumann, S., Grüber, K. (Hrsg.): Anerkennung, Ethik und Behinderung. Beiträge aus dem Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft. Münster: LIT – Verlag, 175 – 194

World Health Organisation (WHO). (2001). ICF. International Classification of Functioning, Disability and Health. Genf: WHO

World Health Organisation (WHO). (2011). ICF – CY. International Classification of Functioning, Disability and Health for Children and Youth. Genf: WHO

Internetquellen:

URL 1: Bundeszentrale für politische Bildung (2012). URL: <http://www.bpb.de/veranstaltungen/netzwerke/teamglobal/67472/hdi>, [Stand 16.3.2012]

URL 2: o. A. (2012). URL: <http://www.cfr.ac.uk/spa2009/Hick%20R%20-%20Amartya%20Sen%27s%20capability%20approach%20and%20poverty%20analysis.pdf>. [5.5.2012].

URL 3: World Health Organisation (WHO). (2012). URL: http://www.icf.or.at/icf/de/grundlagen/icf_grundlagen.php#Geschichte [Stand 12.4.2012]

URL 4: World Health Organisation (WHO). (2012). URL: http://www.icf.or.at/icf/de/grundlagen/icf_grundlagen.php, [Stand 12.4.2012].

URL 5: o. A. (2011) URL: <http://www.welthungerhilfe.de/1395.html>, [Stand 28.12.2011].

Abbildungsverzeichnis:

Abb. 1: Schuntermann, M. F. (2009). ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs Übungen offene Fragen. 3. Auflage. Heidelberg: ecomed MEDIZIN, 30..... 12

Tabellenverzeichnis:

Tab. 1: Schuntermann, M. F. (2009). ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs · Übungen · offene Fragen. 3. Auflage. Heidelberg: ecomed MEDIZIN, 84

Tab. 2: Schuntermann, M. F. (2009). ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs · Übungen · offene Fragen. 3. Auflage. Heidelberg: ecomed MEDIZIN, 42f

Tab. 3: Schuntermann, M. F. (2009). ICF. Einführung in die ICF. Grundkurs · Übungen · offene Fragen. 3. Auflage. Heidelberg: ecomed MEDIZIN, 23

Abkürzungsverzeichnis:

Abb.	Abbildung
bzw.	beziehungsweise
CA	Capabilities Approach
DIMDI	Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information
ebd.	eben da
ICD	International Classification of Diseases
ICIDH	International Classification of Impairment, Disability and Health
ICF	International Classification of Functioning, Disability and Health
Tab.	Tabelle
usw.	und so weiter
WHO	World Health Organisation
z.B.	zum Beispiel

Anhang

Zusammenfassung

Im Rahmen dieser Diplomarbeit wurde die Forschungsfrage „Wie wird Behinderung in der ICF und im Capabilities Approach konstruiert und welche Wirkungen ergeben sich daraus für die Sonderpädagogik?“ beantwortet. Im Zuge dieser Arbeit kam es zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit der ICF, einer Klassifikation der WHO in Form eines biopsychosozialen Behinderungsmodells und dem Capabilities Approach, einem philosophischen Ansatz von Amartya Sen und Martha Nussbaum, die dem Behinderungsbegriff einen somatischen Aspekt zuschreiben. Um das Behinderungsverständnis und die Sichtweisen beider miteinander vergleichen zu können, stellt die Wissenssoziologische Diskursanalyse die ideale Forschungsmethode dar. An Hand dieser wurden die ICF und der Capabilities Approach hinsichtlich ihrer Argumentation, ihrer zentralen Begrifflichkeiten und ihrem Verständnis von Behinderung und ihrer Anwendung miteinander verglichen, um die Forschungsfrage beantworten zu können. Zusammenfassend kann angemerkt werden, dass die ICF und der Capabilities Approach gut ineinander greifen und sich somit gut ergänzen.

Abstract

In my diploma thesis, the main question is "How is disability in the ICF and the Capabilities Approach constructed and which are the effects for special education?". In the course of this work, there was a theoretical discussion about the ICF, a classification of the WHO in the form of a biopsychosocial model of disability and the Capabilities Approach, a philosophical approach of Amartya Sen and Martha Nussbaum, who write about the concept of a somatic disability aspect. To compare the disability understanding and perspectives of one another, provides the knowledge sociological discourse analysis is the ideal research method. The ICF and the Capabilities Approach are compared regarding their arguments, their central concepts and their understanding of disability and its application to answer the research question. In summary it can be noted that the ICF and the Capabilities Approach work well together and complement each other well.

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Christina Raser
Geburtsdatum: 1. Dezember 1983
Geburtsort: Gmunden
Staatsangehörigkeit: Österreich
Familienstand: ledig

Schulbildung/Studium:

1989 – 1993 Volksschule Roitham bei Gmunden
1993 – 2002 Gymnasiums der Kreuzschwestern Gmunden Ort
Matura in den Fächern: Deutsch, Psychologie, Französisch und Latein
2002 – 2006 Pädagogische Hochschule der Diözese Linz – Ausbildung als Volksschul- und Religionslehrerin
10/2006 Beginn des Studiums der Bildungswissenschaften an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Aus- und Weiterbildungsforschung und Heil- und Integrative Pädagogik

Beruflicher Werdegang:

09/2002 – 06/2003 private Nachhilfelehrerin in Englisch für Volksschüler
09/2002 – 09/2005 Kindermädchen einer 7-jährigen Volksschülerin
02/2006 – 09/06 Nachhilfelehrerin in der Lernhilfe Gmunden für VS, HS, AHS, HAS, HAK, HTL und Polytechnischen Lehrgang
02/06 – 09/06 Privatunterricht für Schüler der AHS Unterstufe und Englisch Oberstufe
04/2008 – 06/2011 Kindermädchen einer 8-jährigen Volksschülerin
seit 09/2009 - Nachhilfelehrerin in der Lernhilfe Gmunden für HS und AHS